

Gesamtüberblick über die polnische Tagesliteratur

32. Woche für die Zeit vom 9. bis 15. August 1901.

Posen, den 20. August 1901.

Aus den Blättern der Provinz Posen.

Aus Nr. 170 des Goniec Wielkopolski
vom 6. August 1901:

Die Demokratie und die national-demokratische Partei.

Die national-demokratische Partei für den russischen Antheil hat im Sommer 1897 zum ersten Male ihr Programm im Przegłond Wszepolski veröffentlicht. Sie existirt aber schon länger, denn ihr Organ, Przegłond Wszepolski, erscheint bereits seit dem Jahre 1895. Bevor ich zu einer Besprechung des Programms übergehe, halte ich es für nothwendig, auf ihre Entstehung und innere Form erst einmal die Aufmerksamkeit hinzulenken.

Weil Parteien gewöhnlich keine Organisationen sind, sondern nur in sich Leute ein und derselben Anschauungen aufnehmen, ist auch die national-demokratische Partei kein Verein oder Verband von Leuten, welcher unter irgend einer höheren Macht steht, welcher allen Mitgliedern Befehle ertheilt oder sie leitet. Der Zusammenhang der Leute mit dieser Partei besteht lediglich darin, daß diese Leute ein und dieselben sozial-politischen Anschauungen besitzen, und daß sie sich gerade durch dieses Bekenntniß unter einander verbunden fühlen. Die Grundsätze und Lösungsworte dieser Partei sind also die einzige Behörde, der ihre Mitglieder sich unterwerfen müssen, im Sinne dieser Prinzipien und Lösungsworte müssen sie im sozial-politischen Leben auftreten und danach handeln.

Diese Grundsätze und Lösungsworte hat die „Nationalliga“ der Welt verkündet; deshalb ist sie die Mutter der national-demokratischen Partei, sie unterhält aber keinerlei persönliche Beziehungen zu den Mitgliedern dieser Partei; denn außer den Anschauungen und Bestrebungen besitzt sie keinerlei andere Gemeinschaft mit ihnen, auch existirt sonst keine Verbindung. Zu der Partei kann sich daher Jeder rechnen, der sich ihre Grundsätze und Lösungsworte zu eigen gemacht hat, er braucht aber keineswegs irgend einer geheimen Organisation anzugehören, vor Allem nicht der „Nationalliga“, welche wir nur lediglich daher kennen, daß sie im Dezember 1898 einen Aufruf erlassen hat.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen, welche durchaus nothwendig sind, um die national-demokratische Partei verstehen zu können, wollen wir dazu übergehen, uns ihr Programm einmal näher anzusehen.

Wie wir bereits früher erwähnt haben, hat sie die Bezeichnung nationale Partei angenommen, weil sie die ganze polnische Nation umfassen will, ohne Rücksicht auf die Okkupationsmächte und weil sie alle Polen unter einer Fahne vereinen will. Das Pro-

gramm befaßt sich zwar nur mit den Verhältnissen im russischen Antheil und ist auf diese zugeschnitten, seine allgemeinen Ausführungen lassen sich indessen ebenso auch auf die anderen Antheile anwenden, so daß die Partei sich leicht auf preussischen oder österreichischen Grund und Boden übertragen läßt. Gerade deshalb, weil wir eine Nation bilden, ohne Rücksicht auf die Grenzpfeile, besitzen wir eine unermessliche Menge von gemeinsamen Eigenschaften und Bestrebungen, diese dürfen wir niemals vergessen, indem wir an die Erhaltung unserer Selbständigkeit und nationalen Unabhängigkeit denken, wir müssen immer an unsere Landsleute in den anderen Landestheilen denken und danach trachten, ihre Lebensbedingungen und ihren Kampf um ihre eigene und nationale Existenz ebenso kennen zu lernen, wie wir uns um uns und unseren Antheil kümmern. Das sind die Grundgedanken, von welchen sich die „Nationalliga“ leiten ließ, als sie der Partei einen nationalen Charakter verlieh und sie mit einer solchen Bezeichnung belegte.

Die Bezeichnung „demokratische Partei“ gab ihr die „Liga“ deshalb, um hervorzuheben, daß die polnische Gesamtheit sich in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht soweit entwickeln muß, daß alle Polen ohne Rücksicht auf Stand und Herkunft sich nicht nur um ihr eigenes, sondern gleichzeitig um das Wohl der ganzen Nation bekümmern, jeder in derjenigen Stellung, in welche ihn die Vorsehung hineingebracht hat. Weil in unserer Nation die Bauern und Arbeiter am meisten bedrückt sind und auf der niedrigsten Bildungsstufe stehen, trachtet die Partei danach, sich des Schicksals dieser niedrigsten sozialen Sphären anzunehmen, und deshalb eignete sie sich auch das Lösungswort an „durchs Volk, fürs Volk“. Dieses Lösungswort könnte man falsch auslegen, wenn man z. B. annehmen wollte, daß die Partei das Volk dahin zu bringen trachte, daß es in der Gesamtheit den Reigen anführe, ohne Rücksicht auf das Niveau seiner Bildung und Ausbildung. Es ist zwar wahr, das Volk soll in jeder Hinsicht reif werden, soll begreifen, daß es über sein Geschick allein zu entscheiden hat, und daß von ihm die Zukunft der Nation abhängen wird, ebenso wie von allen anderen Ständen, aber alle Stände sollen gemeinschaftlich über das Schicksal der Nation berathschlagen, nicht nur, wie das früher der Fall war, der Adelsstand allein. Ebenso wie es unter der Herrschaft des Adels, und darauf während der Regierungszeit einiger mächtiger Magnaten, Könige etc., nach deren Pfeife der Rest des ärmeren polnischen Adels tanzen mußte, in Polen keine Gerechtigkeit gab, so wäre es auch in der Zukunft sehr schädlich, wenn allein die Bauern und Arbeiter über das Schicksal der Nation zu entscheiden hätten, oder darüber entscheiden wollten. Nein, eine solche Demokratie wäre ungerecht und würde eine Demagogie oder eine Herrschaft des Volkes über die anderen Stände bedeuten.

Die wahre Demokratie strebt in Gemäßheit des Programms und der national-demokratischen Partei danach, daß die ganze polnische Nation zum Volke werde, d. h., daß in sozialen und politischen Angelegenheiten kein Unterschied gemacht werde zwischen Magnaten und Bauern oder Arbeitern, daß die Stimme eines jeden Polen auf der sozial-politischen Wagschale gleich schwer wiege, jedoch mit dem einzigen Vorbehalt, daß die gebildeten Stände sich so entfalten und verallgemeinern müssen, daß nur den fähigsten Leuten das Loos der Nation anvertraut werde.

Denn es wäre ein großes Unglück für das Land und die Gesamtheit, wenn irgend ein Schwachkopf, mag er nun aus der Dorfhütte hervorgegangen sein oder aus dem Palaste eines Magnaten, für sich das Vorrecht in Anspruch nehmen wollte, über das Geschick der Nation zu verfügen.

Daher erkennt auch die wahre Demokratie stets die Freiheit an; jeder Mensch ist frei, jeder darf sich einen Stand oder Beruf wählen, welcher ihm am besten zusagt, denn in diesem Stande wird er seine größte Befriedigung finden; nicht jeder muß ein Philosoph oder Gelehrter sein, jeder aber ein Mann und ein ordentlicher Mensch werden, sowie mit Nutzen in derjenigen Stellung wirken, welche er inne hat.

Die wahre Demokratie erkennt aber niemals rücksichtslose Gleichheit an. Im Grunde genommen und nach Gottes Geboten sind wir uns Alle gleich. Weil aber die Natur nicht Alle mit den gleichen Gaben bedacht hat, deshalb soll der Befähigtere für den weniger Befähigten denken und ihm mit seinem Rath zur Seite stehen, und nur die befähigsten Leute sind berechtigt, die Gesamtheit zu leiten.

Was das Vermögen, also die wirtschaftliche Ungleichheit, anbelangt, so steht die national-demokratische Partei auf ganz entgegengesetztem Standpunkte, wie die Sozialdemokratie, welche danach strebt, die großen Ungleichheiten im Vermögen zu beseitigen, ja sogar jedes Privateigenthum aufzuheben. — Die national-demokratische Partei erkennt dagegen das Eigenthum eines Jeden an, will Niemanden seiner Habe berauben, indem sie die wirtschaftliche Umbildung der natürlichen Entwicklung überläßt. Dabei aber ist sie bestrebt, den wirtschaftlichen Stand der untersten Klassen oder des sogenannten Volkes zu heben, also ganz so wie Leo XIII. das gebietet.

Aus alledem geht hervor, daß die national-demokratische Partei den Anforderungen der gegenwärtigen Verhältnisse am besten entspricht, und zwar nach jeder Richtung hin, denn sie trachtet danach, die untersten sozialen Sphären zu heben, ohne hierbei der höheren Sphären sowohl in wirtschaftlicher als auch in sozialer und politischer Beziehung zu vergessen. Ihr Streben ist darauf gerichtet, daß in allen drei Antheilen die polnische Nation nicht untergehe, sondern zwar langsam aber gewiß und bestimmt sich zu der Höhe der Unabhängigkeit und nationalen Selbständigkeit im Gegensatz zu den über uns herrschenden Nationen aufschwinde — um in der Nation die verabscheuungswerthe Unterwürfigkeit und Kriecherei den Okkupationsregierungen gegenüber zu beseitigen, daß statt dessen die ganze Nation von dem Gedanken befeelt werde, daß wir in uns alle diejenigen Eigenschaften ausbilden müssen, welche uns aller sozialen und politischen Rechte und Pflichten würdig machen.

Nicht auf die Organisation einer künftigen kriegerischen Unternehmung kommt es der national-demokratischen Partei an. Darüber könnten sich die

Okkupationsregierungen nur freuen. Um bewaffnete körperliche Kräfte handelt es sich hier nicht. Um wirklich frei zu werden, muß man den Geist ausrüsten, muß man sich das feige Nackenbeugen vor den Stufen eines materiell stärkeren Feindes abgewöhnen, muß man sich wirtschaftlich ausrüsten, um dem materiell stärkeren Feinde gleichzukommen, wenn wir aber wirtschaftlich und im Geiste stark sein werden, werden wir nicht untergehen.

Unsere Okkupationsmächte besitzen die größte Furcht davor, daß wir zum Verstande gekommen sind, daß wir um unsere wirtschaftliche Freiheit und unsere nationale Moralität zu kämpfen begonnen haben, welche sich durch jene abscheuliche Liebhängelei mit den Behörden nicht hat beugen lassen, deshalb zittern sie auch gerade vor dieser Partei und suchen dieselbe auszurotten. Doch vergeblich, denn ein Kampf auf dem Gebiete des Geistes ist unmöglich. Man kann wohl bei einem solchen Kampfe die Leiber einiger einzelner Personen zu Grunde richten, ihr Geist aber wird mit dem heiligen Feuer der Vaterlandsliebe tausend Andere erfüllen und zum unausbleiblichen Siege führen. Aga.

Fortsetzung

aus Nr. 171 des Goniec Wielkopolski
vom 7. August 1901:

Mutter! Vaterland, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Sie möchten dich mit ihrem tief eingewurzelten Dreiloyalismus und ihren politischen Lügen retten, und dabei graben sie dir eine Grube, indem sie in ihrer Verblendung ein vorzeitiges Grab graben. — Und doch stehst du noch, und wenn auch der Feind von Außen immer grimmiger auf dich eindringt, und die Krankheit im Inneren immer mehr zehrt, so besitzt du doch in dir noch so viel gesunde Säfte, daß dein Organismus fähig ist, noch größere Widerwärtigkeiten zu ertragen.

Darüber, was in den beiden anderen Antheilen vorgeht, werde ich heute nicht schreiben. Das Geschick heißt uns um die nationale Selbständigkeit unserer Gesamtheit vor Allen im preussischen Antheil zu kämpfen, deshalb will ich nachstehenden Artikel nur dem preussischen Antheil widmen.

Ich will von Dingen, welche Jedem wohl bekannt sind, sprechen und zwar gerade deshalb, weil, obwohl sie bekannt sind, Niemand oder höchst selten Jemand auf sie achtet; man muß sie eben öfters einmal wieder veröffentlichen, sei es von dieser oder jener Seite her, um sie so eingehend wie nur möglich zu erschöpfen. Vielleicht werden sie dann für werth gehalten, allgemein beachtet und befolgt zu werden.

Nach unserer Presse scheint es, als ob unsere Gesamtheit sich in politischer Hinsicht in drei Lager theilt: in die adligen Loyalisten, die volksparteilichen Loyalisten und die Nationaldemokraten.

Zu den adligen Loyalisten rechne ich alle diejenigen, deren Anschauungen den Ansichten der „angesehenen“ Blätter entsprechen, obwohl der preussische Loyalismus hier mit der Sance des internationalen Alerikalismus zubereitet ist. Hinter diesen beiden Organen steht noch eine ganze Menge von Blättchen, welche jenen beiden angesehenen Organen anhängen, die das Glück und die Ehre besitzen, gerade wegen dieses Ansehens in den russischen Zeitungen gelesen zu werden.

An der Spitze der volksparteilichen Loyalisten steht das sogenannte „volksparteiliche“ Posner Organ, welches sich so eng an den preussischen Wagen angehängt hat, daß es ohne diesen nicht von der Stelle kommt!

In allerneuester Zeit hat es sich mit dem Deuthner Katolik eng verbunden. In diesem Ehebunde vervollständigt sich dieses Paar ganz hervorragend, denn der Katolik ist, wie es sich für eine anständige Ehefrau und Frau schickt, von feinfühligem und unterwürfigem Herzen und nur hin und wieder erhebt er sein sanftes Stimmchen, wenn die germanisatorischen Geistlichen in zu unverschämter Weise darauf ausgehen, die Polen zu Deutschen umzuwandeln, oder auch von Fall zu Fall mit dem Häufchen der in Schlesien sich als Herrscherin aufspielenden Zentrumsparthei droht.

Das Polner Organ der Volksparteiler donnert wie ein muthiger Mann nicht nur auf die deutschen und polnischen Klerikalen los, sondern beide Ehegatten haben sich so sehr in den preußischen Loyalismus verbissen, daß der Ehegatte, welcher sich keinen anderen Rath weiß, sagt: wir müssen unsere nationalen Interessen mit denjenigen Preußens verbinden, denn Preußens Wohlergehen ist gleichzeitig auch das unsere. Seine Gattin aber tröstet ihn damit, daß der liebe Gott auch ohne unser eigenes Zuthun unseren Wagen aus dem Schmutz herausziehen wird. Inzwischen können wir ruhig immer tiefer sinken.

Nein, so geht es nicht weiter, ruft mit entschiedener Stimme das sogenannte junge Geschlecht, welches durch Verstand und politische Bildung die alten und „überlegten“ Politiker zu übertreffen scheint. Nachdem es die Schule des Przegłond Wjeczpolski durchgemacht, sich in den höheren Unterrichtsanstalten freiere Anschauungen über die Welt und das Leben angeeignet und es sich zur Aufgabe gemacht hat, an der Beseitigung des Mißgeschicks des Volkes bei der eigenen und den fremden Nationen zu arbeiten, fangen diese „Jungen“ an, im Goniec Wielkopolski und Dziennik Berliński neue Lösungsworte hören zu lassen und neue Grundsätze aufzustellen, welche sich in dem Ausdruck „Selbsthilfe“ überall und in jeder Hinsicht zusammenfassen lassen.

Was diese Selbsthilfe anbetrifft, so haben sich alle polnischen Blätter im preußischen Antheil zu ihr entschlossen, eine neue Partei könnte daher überflüssig erscheinen; wenn man jedoch bedenkt, daß außer ihr auch die beiden anderen Unterstützung bei dieser Selbsthilfe von einer anderen Seite erhoffen oder auch zu der Wahrheit sich nicht bekennen wollen, daß es uns Polen im preußischen Antheil auch nicht einmal im Traume einfällt, uns mit dem Rest der preußischen Unterthanen zu verschmelzen und unsere Interessen mit denjenigen der Preußen zu verbinden, anstatt offen zu bekennen, daß wir uns rücksichtslos Unabhängigkeit sowie wirtschaftliche und nationale Selbständigkeit erkämpfen wollen, um darauf mit Ruhe die Gestaltung der politischen Verhältnisse abzuwarten und unsere Rechte auf politische Unabhängigkeit zu fordern, mit einem Wort, daß jene beiden vorerwähnten Parteien die Regierung belügen, welche ihnen auch so nicht glaubt, oder was am allerschlimmsten ist, daß sie die eigene Gesamtheit in Verwirrung bringen, welche an den Rest der polnischen Nation vergißt und sich daran gewöhnt, diejenigen Polen, welche russische oder österreichische Unterthanen sind, vollkommen als Fremde zu behandeln, mit welchen sie nichts gemeinsam hat — so ist ein solches Vorgehen eine Er tödtung des nationalen Geistes in unserer Gesamtheit, eine ungeheuerliche Sünde, welche die kommenden Geschlechter, falls diese nicht noch mehr ausarten werden als ihre ehrenwerthen Väter, als Verrath der nationalen Sache und des Vaterlandes bezeichnen werden; deshalb müssen wir der jungen demokratischen Partei eine Berechtigung zuerkennen, weil diese außer der Arbeit an der geistigen und wirtschaftlichen Hebung des Volkes, in der Gesamtheit den Gedanken entfalten

und den Grundsatz erhalten will, daß die Polen in den drei Antheilen eine einzige Nation bilden, und daß wir für die gesammte Nation leben und arbeiten müssen, nicht nur für die Antheile, in welchen wir leben.

Um zu dieser Ueberzeugung zu gelangen, brauchen wir Grundsätze, welche in einem Programm zusammengefaßt sein müssen, denn ohne Grundsätze kann sich kein Charakter entwickeln, und ohne Charakter werden wir stets schwankend bleiben. Das „volksparteiliche“ Organ spottet über das Programm der nationaldemokratischen Partei, indem es der Ansicht ist, daß es eines Programms überhaupt nicht bedarf. Ob aber die breiten sozialen Massen im Stande sind, auf Grund der gewöhnlichen Zeitungsartikel eine dauernde Anschauung über die Welt und das Leben sich anzueignen, zu gewissen Grundsätzen zu gelangen und einen unbeugbaren Charakter zu gewinnen, daran muß man doch sehr zweifeln. Das Mißlingen der Konstitution vom 3. Mai würde sich nicht so kläglich darstellen, wenn König Stanislaus, welcher mit einer solchen Begeisterung zu der Begründung der Konstitution beigetragen hat, nicht in das Lager der Targowitzer übergegangen wäre. Er that das, weil er keine festen Prinzipien und keinen Charakter besaß; anstatt später das russische Brot zu essen, hätte er sich in das Lager des Fürsten Josef Poniatowski begeben und hier mit dem Schwerte in der Hand entweder die Russen aus der Heimath her austreiben oder auf dem Schlachtfelde untergehen müssen.

Auch uns kann etwas derartiges passiren. Wir verdammen einen Verstorbenen und doch unterscheiden wir uns in nichts von diesem. Voll Begeisterung besitzen wir nicht den Muth, uns offen zu unseren Bestrebungen zu bekennen, durch eine solche Anerkennung in dem Gegner Achtung und in den eigenen Landsleuten Begeisterung und Liebe zur Sache zu erwecken. Zu verlieren haben wir viel und bevor man uns diesen Rest unserer Rechte raubt, wird man sich die Sache wohl noch einmal sehr wohl überlegen.

Ein solches Aufwerfen dieser Frage nennen „die angesehenen Blätter“ Radikalismus. Es ist das gradezu ein Verdrehen der Sache in der schändlichsten Weise. Vom Standpunkt der Loyalisten aus sind wir zwar radikal, weil wir der Versöhnung ein angemessenes Begräbniß bereiten wollen, damit diese sich nie mehr erhebe. Vom nationalen Standpunkt indessen sind wir die Erwecker des wahren nationalen Gedankens, des Gedankens unserer unsterblichen Dichter und nationalen Märtyrer, des Gedankens, welchen die Versöhnungsparteiler und Loyalen so radikal aufgegeben haben oder ihn in schändlicher Weise verstecken und ihn vor der Regierung verbergen. Nicht wir sind radikal, sondern sie. Uns leuchtet das Licht wahrer Nächsten- und Vaterlandsliebe voran, jene wandeln jedoch in der Finsterniß der preußischen Sklaverei einher und sähen es gern, wenn die ganze Nation in ihre Fußtapfen treten würde. Vorwärts daher, aus der Finsterniß zum Licht!

Fortsetzung

aus Nr. 172 des Goniec Wielkopolski
vom 8. August 1901:

Indem wir auf der Wacht der nationalen Idee stehen, welche Mickiewicz, Slowacki, Krasinski, Cieszkowski und Szczebanowski verbreitet haben, werden wir danach trachten, daß unsere Nationalität durch keinerlei Nebenrücksichten Einbuße erleide, sondern daß

die Nation ohne Abirrungen und Ausflüchte geraden Wegs nach ihrer Selbstständigkeit und Unabhängigkeit strebe. Aus diesem Grunde werden wir rücksichtslos bekämpfen:

1. Die wohlüberlegte Versöhnung, weil die Erfahrung uns lehrt, daß es ganz ausgeschlossen ist, mit der Regierung in Verhandlungen einzutreten, und was noch wichtiger ist, weil die Versöhnungs-Gefinnung in uns unsere eigene Selbstachtung erniedrigt, die Neigung zur Selbstverteidigung und zur Selbsthilfe abstumpft, indem sie herbeiführt, daß wir uns niemals erfüllbaren Hoffnungen hingeben. Ein abschreckendes Beispiel mag für uns die Versöhnungs-Thätigkeit Koscielskis und seiner politischen Anhänger sein.

2. Den Loyalismus oder die Erklärung der Regierung der Welt und der eigenen Nation gegenüber, daß wir danach trachten, für immer bei dem preussischen Staate zu verbleiben und dessen Geschick mit unserem Loos zu vereinigen. Das ist ein sehr unpolitisches Verhalten, denn erstens glaubt kein Preuße einem Polen diese Versicherungen, ferner beißt lägnerischen Leuten gegenüber jeder Mensch nur Verzachtung, endlich aber bringt die Betonung der loyalen Gefinnung die weniger gebildeten Sphären in der eigenen Nation in Verwirrung, indem hierdurch die Ansicht hervorgerufen wird, daß die Befeknung des Loyalismus das einzig wahre Lebensprinzip ist. Ein solcher erlogener Loyalismus unserer höheren Politiker ruft in den unteren Sphären in Wirklichkeit nur Anhänglichkeit an die über sie herrschende Regierung hervor. Der Loyalismus ist geradezu ein Verrath der nationalen Sache und verdient rücksichtslos verurtheilt und ausgerottet zu werden.

3. Die Verbreitung der Russen- bezw. Slavenfreundlichkeit in der Nation, oder des Grundsatzes, daß die Polen sich mit den Russen oder den slavischen Nationen zusammenschließen sollen, um sich vor der deutschen Sturmfluth zu schützen. Hier wuchert ein ganzes Nest der unmöglichsten Ungereimtheiten. Die Verbreiter dieser Losungsworte wollen hierdurch die preussischen Behörden einschüchtern und sie dazu bewegen, ihr gegenwärtiges Vorgehen gegen unsere Gesamtheit zu ändern. O, diese dreimal Dummen, welche nicht wissen, in welchen Sumpf sie ihre superkluge Theorie gefahren hat. Zuerst müssen sie doch wissen, ob die Russen sie überhaupt zu sich nehmen wollen. Die Russen haben schon so genug mit ihren polnischen Unterthanen zu thun und knechten sie noch schlimmer, als die Preußen das thun. Ferner aber stellt sich das Liebhängeln mit den Russen, wenn es wirklich einmal irgend wie zur That werden sollte, als eine Vorbereitungs-handlung zum Hochverrath dar, jeder kluge Russenfreund kann daher einmal, ehe er es sich versieht, auf der Anklagebank wegen Hochverraths Platz nehmen. Und weshalb? Wegen der Hinnigung zu den halbwilden Russen. Die Russenfreundlichkeit verräth ferner denselben Mangel an Muth zur Selbsthilfe und erstickt in der Gesamtheit die edelste politische Tugend, nämlich das Vertrauen zu den eigenen Fähigkeiten und den eigenen Kräften, oder mit einem Wort, den bürgerlichen Muth. Durch die Russenfreundlichkeit entehren wir endlich unsere eigenen Brüder in Rußland, indem wir der Russen gemeines Vorgehen gegen diese preisen, und als ob sie danach trachteten, auch einmal die russischen Knuten und Kanischuhs kennen zu lernen, machen sich die Russenfreunde selbst hierdurch lächerlich, indem sie ein entsprechendes Urtheil über sich selbst fällen.

4. Wir werden die Abhängigmachung unserer wirthschaftlichen Interessen von

denjenigen Preußens bekämpfen. Zudem wir uns darüber Rechenschaft ablegen, daß die polnischen Länder nicht nur in politischer, sondern auch in wirthschaftlicher Hinsicht — ohne Rücksicht darauf, daß sie verschiedenen Okkupationsstaaten angehören — ein geschlossenes Ganzes bilden oder wenigstens bilden müßten — werden wir auf Schritt und Tritt gegen den Provinzial-Egoismus auftreten, werden wir in wirthschaftlichen Angelegenheiten auf unsere Brüder aus den anderen Antheilen Rücksicht nehmen, unsere Interessen mit den ihrigen verbinden.

5. Wir werden auch jede feste Verbindung mit irgend einer politischen deutschen Partei bekämpfen, weil keine einzige von diesen uns aufrichtig zugethan ist. In der Politik werden wir an dem Grundsatz „der freien Hand“ festhalten, indem wir uns von Fall zu Fall mit derjenigen Partei verbinden werden, welche im gegebenen Moment nach demselben Ziel streben wird, nach welchem wir streben.

6. Wir werden alle Erscheinungen des internationalen Alerikalismus bekämpfen, des rücksichtslosen Gehorsams in weltlichen Angelegenheiten den geistlichen Behörden gegenüber, falls ihre Gebote im Gegensatz zu dem Wohle unserer Nation stehen sollten. Unser Losungswort wird sein: Wir wollen die Geistlichen in der Kirche bei der Verkündigung der religiösen Wahrheiten und des Wortes Gottes hören. In weltlichen Angelegenheiten dagegen wollen wir sie lediglich vom Standpunkte der Bürger und Söhne der Nation aus behandeln. In Glaubenssachen daher Gehorsam, in nationalen oder weltlichen Angelegenheiten Anwendung desselben Maßes, derselben Kritik, wie sie anderen Leuten gegenüber geübt wird; nach diesem und keinem anderen Grundsatz werden wir uns unserer Geistlichkeit gegenüber richten.

7. Wir werden in rücksichtsloser Weise alle germanisatorischen Bestrebungen in der Schule bekämpfen, ebenso in der Kirche und wo sonst noch immer solche von irgend Jemandem unternommen werden sollten.

Aga.

Aus Nr. 184 des Dziennik Poznański
vom 13. August 1901:

Die Germanisation in Galizien.

Der Abgeordnete des Wiener Reichsraths Propst Wladowski veröffentlicht in dem Lemberger Przegląd was folgt:

Der Galatismus hat Glück. Wir beklagen uns über die Bedrückung des polnischen Volkes in Preußen und im Posenschen, wir jammern über die Entfernung der polnischen Sprache aus den Schulen — aber wir berücksichtigen gar nicht die Germanisation, welche fortwährend bei uns und unter uns stattfindet. Auf dem Papier besteht bei uns die polnische Sprache als Amtssprache, aber in der Praxis hat die Sache ein anderes Gesicht; das Militär kennt die polnische Sprache überhaupt nicht, nicht nur in amtlichen Angelegenheiten mit den Behörden, sondern auch von privater Seite in den Post- und Telegraphenämtern gebrauchen die Staatsbeamten im Amte und in ihren Korrespondenzen ausschließlich die deutsche Sprache; dasselbe ist auf den Eisenbahnämtern der Fall. Hiervon eine Illustration:

Am 31. v. Mts. verlor ich in Krakau auf der Station meine Fahrkarte. Ich schrieb deshalb sofort einen Brief zu dem dortigen Herrn Vorsteher, in welchem ich die Bitte aussprach, die Absuchung anzuord-

nen, und, falls die Karte gefunden werden sollte, mir dieselbe gütigst zu übersenden. Der Herr Vorsteher that mir dennoch nicht die Ehre an, mich direkt zu benachrichtigen, denn es war doch erforderlich, den österreichischen Bureaumatismus aufrecht zu erhalten und die Germanisation durchzuführen; deshalb gab die Station Krafau der Station Jaroslaw Antwort (selbstverständlich auf deutsch), und diese benachrichtigte wiederum mich, aber in deutscher Sprache. Für die negative Antwort danke ich, jedoch muß ich dies in die Öffentlichkeit bringen, daß unsere Eisenbahnbeamten, welche doch polnisches Brot essen, den Hafatismus in Galizien verbreiten, diese Herren vergessen, daß sie erst Bürger des Landes waren, und erst später österreichische Beamte geworden sind.

Nicht genug, daß die Aemter in ihren inneren Verwaltungsangelegenheiten und Korrespondenzen sich nur der deutschen Sprache bedienen, — wollen sie auch noch die Germanisation weiter verbreiten — der Hafatismus hat Glück.

Ich bin neugierig, ob diese Herren dies auf Grund einer von der Zentralbehörde erlassenen Instruktion thun, oder im Sinne einer Verfügung der Eisenbahndirektion. Wir werden in Wien anfragen.

Propst Wlażowski,
Abgeordneter zum Reichsrath.

Aus Nr. 32 der Praca
vom 1. August 1901:

Gnesen, 4. August 1901.

Liebe Praca!

In dem in der letzten Nummer unter dem Titel „Blicken wir in die Herzen des Volkes“ enthaltenen ersten Artikel schreiben Sie, geehrter Redakteur, als ob wir Eltern nicht wüßten, wie wir mit dem deutschen Religionsunterrichte zu verfahren hätten. — Wir wissen recht gut, wie wir uns dabei zu verhalten haben. Wir Eltern haben das Recht von Gott und die Verpflichtung, die Kinder in unserem Glauben und in unserer Nationalität zu erziehen. Weil wir nun von Gott die Verantwortung für diese Erziehung tragen, so kann uns Niemand verbieten, diese Pflicht zu erfüllen.

Mein älterer zehnjähriger Knabe schnattert, obgleich er nicht im Stande ist, sich gut im Deutschen zu unterhalten, die in der Schule auswendig gelernten Stücklein so schnell herunter, daß ihm das Ohr gar nicht folgen kann. An ein Verständnis von dem allen ist wenig zu denken. Ich wundere mich aber durchaus nicht über die Deutschen, daß sie den deutschen Unterricht eingeführt haben, wenn sie hören, wie die Kinder schnell wie die Papageien schwatzen und nicht beurtheilen können, ob die Kinder das, was sie sprechen, auch verstehen.

Einst hörte ich, wie sich die Kinder beim Fagen auf dem Hofe gegenseitig zuriefen: „Galopp, Jesus Christus!“ Mein Knabe natürlich als Anführer. Ich rief ihn sofort zu mir und sagte ihm, daß es Sünde sei, mit dem Gebet in fremder Sprache Spott zu treiben und daß „Gelobt sei Jesus Christus“ ebenfalls ein deutsches Gebet sei. — Damit sich dies nicht wiederhole, verbot ich ihm, den lieben Gott anders zu loben, als in polnischer Sprache, ganz gleich, ob in der Schule, in der Kirche, auf der Straße, oder sonst wo. Solches Recht steht mir als Vater zu und ich bin neugierig, zu sehen, ob mir Jemand hinderlich

sein könnte, meine Kinder in Gottesfurcht zu erziehen. Das ist jetzt mein Mittel. Ich gestatte meinem Kinde nicht, die Religion in deutscher Sprache zu lernen, weil dadurch nur Gotteslästerung entsteht, wie mit dem „Galopp, Jesus Christus“. — Deutsche Religionsbücher werde ich ihm nicht kaufen. — Und wenn man ihm in der Schule etwas aufs Fell geben wird, so wird man ihn doch nicht über die Maßen durchprügeln, denn das wäre ja „Körperverletzung“.

Euer J. R.

Aus Nr. 180 des Oredownik
vom 8. August 1901:

Zu der Redaktion des Kurjer Poznański

Ist eine Aenderung eingetreten, die bewirkt hat, daß Schlagworte von der Art fallen, wie wir sie in dem bekannten Artikel lasen. Wir glauben an die Aufrichtigkeit und an die mit dieser Aenderung verfolgte gute Absicht, an die „Demokratisierung“ des Kurjer, aber daß sich in diesem halben Jahre die Volksgesamtheit demokratisirt hätte, das ist schwer zu glauben, das darf man sogar nicht glauben, denn solche Wunder kommen auf der Welt nicht vor.

Nach Zertrümmerung der Versöhnungspartei fliegen in der Volksgesamtheit Gedankenblitze hin und her, wie Blitze am Himmel an einem schwülen Tage; aber daß die Volksgesamtheit auf den Standpunkt des politischen Denkens im Sinne der Volkspartei gebracht wäre, bis dahin ist es noch weit. Dieser Standpunkt kann einzig erkommen werden durch Mühe und weitere Arbeit. Was uns betrifft, so erblicken wir in dem augenblicklichen sogenannten „Sichdemokratisiren“ der Volksgesamtheit eine Menge zusammengetragenen volksparteilichen, demokratischen Gerümpels, das sich zuerst gegenseitig aufreiben muß, um ein freieres Feld für die rechtschaffene Entwicklung volksparteilicher und dazu fortschrittlicher Anschauungen zu eröffnen. Das ist der Grund, weshalb wir uns der näheren Erörterung der Fragen, welche mit dem bekannten Artikel des Kurjer zusammenhängen, enthalten. Die polnische Presse im preussischen Landestheil ignorirt den Artikel des Kurjer vollkommen, anscheinend als Entgelt dafür, daß das Blatt interessantere Artikel unserer gesamten Presse systematisch wiedergiebt. Nur der Dziennik Rujawski hat des Artikels Erwähnung gethan, und zwar nebenher. In Warschau hat sich die Gazeta Polska darüber ausgelassen. Wir lassen aus dieser Zeitung das fort, was augenscheinlich auf ungenauer Information über die hiesigen Verhältnisse beruht und geben folgende Auslassungen des Blattes wieder:

„Vertiefe sich der Kurjer nicht ausdrücklich auf die Artikel des Oredownik, so könnte man vermuthen, daß im Kurjer ein Mißverständnis obgewaltet habe, so sehr widerspricht der Artikel dieses Blattes dem einstigen Programm und den Traditionen desselben. Die Bethheiligung und die Rolle der Geistlichkeit in politischen Angelegenheiten“ — so schreibt jenes Warschauer Blatt — „war die Achse eines verbissenen und langjährigen Kampfes zwischen der sogenannten „Hospartei“ und den Volksparteilern. Zwar ist der Kampf in den letzten Jahren unter dem Einfluß der Germanisierungspolitik der Regierung verstummt, unerwartet kommt dessen ungeachtet jene Aufforderung des Kurjer, daß die demokratisirte Volksgesamtheit die Vertheidigung ihrer Rechte selbst in die Hand nehmen und aufhören solle, sich nach der Hilfe und Führung der Geistlichkeit umzusehen. Aber nicht diese Kapitulation gegenüber den Grundsätzen und Anschauungen

der Volkspartei ist ein Ereigniß, das Beachtung verdient. Weit wichtiger sind in jedem Falle die inneren Ursachen und Ziele dieses Frontwechsels. Augenscheinlich will die geistliche Behörde in der schwierigen Lage, in welcher sie sich befindet, betonen, daß sie in nationalen Angelegenheiten einen passiven Standpunkt einnehme und sich bei ihrem Verhalten ausschließlich von kirchlichen Rücksichten leiten lasse. Wenngleich der Kurier wiederholt gegen die Behauptung Verwahrung eingelegt hatte, daß er noch Organ des Erzbischofs sei, so ist klar, daß er nicht so auftreten konnte, ohne Vorwissen der geistlichen Behörde und ohne von ihr dazu autorisiert zu sein. Da wir die Einzelheiten und besonders die Ansicht nicht kennen, welche der apostolische Stuhl bezüglich der Betheiligung der Geistlichkeit am Kampfe gegen die Germanisirung hegt, so können wir auch kein Urtheil über das Verhalten des Erzbischofs fällen. Auch die Folgen dieser Erklärung kann man nicht voraussagen. Zwar unterliegt es nicht dem mindesten Zweifel, daß die ausdrücklich ausbedungene Passivität des Erzbischofs auf einen Theil der Gesamtheit deprimierend einwirkt, aber andererseits ist es möglich, daß gerade infolge dieser Passivität der geistlichen Behörde in politischer Hinsicht die einzelnen Geistlichen größere Aktionsfreiheit gewinnen; denn von jetzt an wird die Behörde keine Verantwortung für deren politische Handlungen übernehmen, und damit wird sie nicht nöthig haben, die Geistlichen zurückzuhalten und ihnen Hemmnisse zu bereiten."

Aus Nr. 356 des Kurier Poznański
vom 8. August 1901:

In der protestantischen Herberge zur Heimath vor dem Berliner Thor

bilden die Mehrzahl der Gäste Katholiken. Nach dem Bericht für die Jahre 1899 und 1900 waren daselbst zu Gäste:

1899	1900	
72,32 %	44,58 %	Protestanten,
54,90 "	53,38 "	Katholiken,
2,64 "	2,04 "	Juden,
0,14 "	— "	Personen anderen Bekenntnisses.

Diese Herberge steht unter der Hut von protestantischen Pastoren. Am Abend, ehe man sich zur Ruhe begiebt, finden dort gemeinsame Gebete unter der Leitung eines protestantischen Pastors statt. Kommt es nicht vor, daß an diesen Gebeten auch dort als Gäste weilende Katholiken theilnehmen, einfache Leute, die den römisch-katholischen Katechismus nicht gut kennen und die nicht wissen, daß Katholiken an den Andachten Andersgläubiger nicht theilnehmen dürfen? Außerdem ist diese Anstalt in gewisser Beziehung wohlthätig, da sie für billiges Geld Nachtlager gewährt. Kann man hier nicht sagen: "Timeo Danaos et dona ferentes."

In Nr. 170 des Lech, Gazeta Gnieźnyńska
d. d. Gnesen, Sonnabend, den 27. Juli 1901
wird geschrieben:

Das Schwert des Damosles.

Die gegenwärtige Situation ist ungemein ernst, dieselbe verlangt, daß wir stets reiflich überlegen, was wir thun oder lassen sollen. Leider ist immer das Gegentheil der Fall. Trotz der Ermahnungen seitens der Presse oder Personen, die einen klaren Blick und ein reifes Urtheil über die jetzigen Zeiten haben, steht das Volk rathlos da und sieht nicht, wie die uns feindlich gesinnten Elemente sich in's Fäustchen lachen, daß wir ihnen zur Erreichung ihrer Ziele selbst be-

hilflich sind, daß wir, wie mit Blindheit geschlagen, das über unseren Häuptern hängende Damoslesschwert nicht sehen. Ich habe hier die unzähligen Sommer-Ausflüge und Vergnügungen im Sinne, welche sich gleichsam wie aus einem Füllhorn vom Frühling bis in den späten Sommer hineinziehen. Wieviel unnöthige Geldausgaben werden da gemacht. Dies mit Erstaunen betrachtet, muß man sich unwillkürlich die Frage stellen: "Woher haben die Leute die Mittel dazu?" umsomehr als man sehr häufig klagen hört, in sehr traurigen Zeiten zu leben. Und in der That, wir leben in sehr schweren Zeiten, nicht nur in materieller, ja auch in moralischer und politischer Beziehung. Wir leben bereits 106 Jahre in Gefangenschaft, und noch immer haben wir unsere Fehler nicht eingesehen. Gott prüft uns fortwährend durch neue Strafen, immer noch haben wir recht empfindliche Schicksalsschläge durchzumachen und wie verhalten wir uns dazu? Wir fühlen dieselben, aber von einer Besserung ist keine Rede. Wir handeln genau so, wie dies in einem Kirchenliede heißt:

"Die Strafe für Sünden empfinden wir sehr,
Doch zur Sündenunterlassung kein Begehrt!"

Wie viele unserer Zeitungsredakteure saßen, sitzen und werden noch in düstern Gefängnißmauern sitzen müssen! Und für was? Dafür, daß sie uns den Weg zeigen, um unsere Fehler einzusehen, daß sie, ihre eigene Freiheit opfernd, uns aus der Knechtschaft der Blindheit befreien wollen. Wir aber, statt diesem Fingerzeige zu folgen, werfen uns in Vergnügungsstrudel, Bechgelage, mit einem Worte, wir stürzen uns mit offenen Augen in den Abgrund des Verderbens. Brüder! wohin soll das führen? Wollen wir denn die Geduld Gottes auf die Probe stellen? O! scherzen wir nicht mit den göttlichen Ermahnungen. Denn wehe uns, wenn Gott in seinem heiligen und gerechten Zorne rufen sollte: "Ich werde die Polen ausröten!" Sieht es denn aus, als ob dieser Fall eintreten sollte! Verfinstern denn nicht dunkle mit Bligen geschwängerte Wolken den Horizont? Trachten denn nicht unsere Gegner danach, um uns unsere Muttersprache zu nehmen? und noch weit mehr — sie wollen uns unseren heiligen Glauben, unsere Nationalität rauben! Unsere größten Schätze, unsere Kinder will man uns entreißen, um schnell das gesteckte Ziel zu erreichen, d. i. uns zu germanisiren und zu protestantisiren. Sollten unsere Kinder mit preussischem Geiste und Protestantismus durchdrungen sein, so würden deren Nachkommen für uns schon ganz verloren sein. Was sollen wir nun demgegenüber thun?

Unsere Lebensweise ändern. Unsere erste Pflicht sei "Sparsamkeit." Den schwer erworbenen Groschen nicht leichtfertig für Staat und Aufwand ausgeben, welche bei jedem Vergnügen vorzufinden sind. Wenn dieses Geld wenigstens in polnische Hände gelangen möchte, aber leider ist dies nicht der Fall. Wir wissen wohl, daß eine kleine Zerstreuung jedem Noth thut — warum aber soll diese mit Unkosten verknüpft sein, welche die Grenzen der Möglichkeit überschreiten?

Sehr angenehme Stunden kann man sich doch in der eigenen Häuslichkeit bereiten. Wie angenehm berührt es uns, wenn wir an Sonn- und Festtagen, nach schweren Arbeitstagen ganze Familien in Einklang in den Wald oder zu Verwandten ziehen sehen, um Abends heiter und erfrischt nach Hause zurückzukehren. Oder aber, statt sich geräuschvollen Vergnügungen hinzugeben, sehen wir, wie Eltern ihre Kinder lehren, wie sie dieselben beten, polnisch lesen und schreiben lehren oder ihnen auch Abschnitte aus der vaterländischen Geschichte erzählen. Lieber Leser! nehme die Gewißheit hin, daß ein derartig verbrachter Sonntag Dir und Deiner Familie weit mehr Nutzen

bringt, als wenn Du denselben irgendwo anders verbracht hättest, denn erstens hat Dein Geldbeutel keinen Schaden gelitten, und zweitens wirst Du Montag viel frischer und kräftiger an die Arbeit gehen; vor allen Dingen werden wir unseren „Herzensfreunden“ keine Veranlassung geben, sagen zu können, daß wir uns unter ihnen wohl fühlen, denn wir leben in Saus und Braus, haben daher keine Ursache, irgendwelche Klagen zu erheben.

Mithin keine Ausflüge und Zechgelage, sondern eine ruhige, stille, vernünftige Arbeit in der Familie und in Vereinen, Sparsamkeit und Rührigkeit in Handel und Industrie möge von nun ab unsere Devise sein. Vergnügungen und Völlerei verbunden mit Leichtsinne haben unser Vaterland verloren — Arbeit, Enthaltensamkeit und Sparsamkeit mögen die Grundlagen unseres Daseins bilden.

Vor allen Dingen

„Gott! Brüder! Gott müssen wir im Herzen tragen, um unser täglich Brot zu haben.“

Boreasj.

Aus Nr. 177 des Lech

vom 4. August 1901:

Grätz, den 28. Juli 1901.

Beliebter Herr Redakteur!

Ich muß auch Ihren werthen Lesern davon Mittheilung machen, daß der hiesige „Industrieverein“ am Sonntag, den 21. Juli cr., die Feier der Fahnenweihe veranstaltete, womit ein Konzert, ausgeführt von dem polnischen Orchester unter Leitung des Herrn Zwanowski, verbunden war. Die geehrten Leser werden sich gewiß wundern, wenn sie erfahren, daß bei dieser Gelegenheit das Tanzvergnügen im Saale des Herrn Seidel abgehalten wurde, und nicht bei dem Stammesbruder Herrn Wenclewicz, wie dies auch beschlossen war.

Es wird gewiß Jeder neugierig sein, zu erfahren, weshalb der polnische Verein das Vergnügen im Saale eines unserer Bursenfreunde veranstaltete. Wie wir erfahren, hat angeblich die preussische Polizei — zur Rettung des Vaterlandes — dem Herrn Wenclewicz den Ausschank nach 10 Uhr untersagt (ist dies möglich? Red.), was zur Folge hatte, daß der Industrieverein sich in Grätz unter den Schutz der Fittige Derer begab, welche uns wohlwollen, um dort auch über 12 Uhr hinaus Trinksprüche ausbringen zu können.

Ob diesen Herren der Schnaps aus der Fabrik des Cohn u. s. w. besser schmeckt, als die polnischen Schnäpfe (des Herrn W. Raspirowicz aus Gnesen), ist nicht bekannt.

Damals, als Herr W. noch keinen Saal hatte, hielt man Vergnügungen und Theatervorstellungen in jenem „Gesellschaftshause“ ab, und jetzt nachdem Herr W. einen Saal erbaut hat, welcher, wie von Tanz- und Vergnügungs-Liebhavern versichert wird, bequemer ist als jenes, hat die Polizei dem Herrn W. den Ausschank nach 10 Uhr untersagt, und zwar, wie wir erfahren, schlechtweg aus dem Grunde, um das bedrängte Deutschthum zu fördern und zu retten. (Sollte dies der einzige Grund zu dieser Anordnung gewesen sein? Oder lag nicht eine andere Veranlassung dazu vor? — Red.)

In unseren schweren und beweinenwerthen Zeiten dürfte es vollständig ausreichen, wenn man sich bis 10 Uhr belustigt und dabei die Säle Fremder vermeidet, dagegen die Seinigen unterstützen möchte. Wenn ein Individuum — vielleicht im eigenen Interesse — fehlt, dann schreien wir und ereifern uns, aber wenn

eine bethörte Masse auf dem breiten Wege des Bohalismus geht, — in dessen Rufe Grätz mit kleinen Ausnahmen steht —, dann schweigen wir davon.

Es gereicht dieses Betragen unserer Volksgesamtheit zum Vorwurf, denn dadurch hat sich der Industrieverein zum Gespött und Gelächter unserer Bursenfreunde gemacht, indem er, ganz nach ihrem Wunsche, seine Groschen ihnen zutrug.

Aus Nr. 178 des Dziennik Kujawski

vom 6. August 1901:

Pafosj.

Am Sonntag den 28. Juli fand, wie schon der Dziennik Kujawski mitgetheilt hat, ein Sommervergnügen im Propstei-Garten des Herrn Chylewski statt, welches sich bemerkenswerth gestaltete. Es war dies ein Freudentag, aber er hatte auch seine traurige Seite, indem die hiesige Polizei im letzten Augenblick den Ausmarsch verbot, und alles Bitten und Flehen unseren Herrn Bürgermeister nicht zur Aenderung seines Entschlusses geneigt machte. Der Ausmarsch gestaltete sich demnach traurig. In den Augen standen uns die Thränen, denn nicht genug, daß uns das Verbot traurig stimmte, aber als Zugabe standen die hiesigen deutschen und jüdischen Hatzisten vor ihren Häusern und verspotteten und verlachten uns, gerade so als wie damals, als unser Meister durch Jerusalem geführt wurde. Dessenungeachtet gingen wir ruhig durch die Stadt, gleichsam als wie zu einem Spaziergange. Mit der Zeit gewöhnten wir uns daran; unsere Herzen erfüllte wieder Muth und das Nationalgefühl wuchs in uns, denn sie selbst hatten uns darauf hingewiesen, daß wir Polen seien. Wo bleibt nun die Gerechtigkeit? Wenn die deutschen „Vereine“ ihre Vergnügen veranstalten, was geht da alles vor? Ihnen ist erlaubt, an Ausmärschen theilzunehmen und uns nicht, jedoch müssen wir ebenso gut als sie beim Militär dienen, müssen ebenso gut als sie marschiren, und hier ist es uns nicht erlaubt! Jene Ungerechtigkeit, jene Verspottung bewerkstelligten, daß wir jetzt sagen: „Wir hassen Euch!“ Der Anfang des Vergnügens war um 4 Uhr, während dessen Verlauf erst nach und nach unsere Traurigkeit verschwand. Als wir nun auch um 4½ Uhr durch das Erscheinen der geehrten Genossen und der Damen beehrt wurden, schlugen unsere Herzen höher, unser Geist erheiterte sich und dies noch um so mehr, wenn wir auf unsere liebe Fahne sahen.

Leider glänzte fast unsere ganze Intelligenz durch Abwesenheit. Ob sie sich für den Gesang nicht interessiert, nicht um die Entwicklung unseres Vereins bekümmert, oder ob sie nicht das Verlangen spürt, ihre brüderlichen Gefühle zu zeigen? Desto mehr sind wir dem Inowrazlawer Gesangverein dankbar, daß er zu unserem Vergnügen erschienen ist und uns dasselbe im Bruderkreise verschönern half.

Möge diese Freundschaft uns immer verbinden. Ehre unseren Gästen aus Inowrazlaw!

Aus Nr. 95 der Gazeta Grudziadzka

vom 8. August 1901:

Fordon.

Die letzte Sitzung unseres Vereins ist nicht zu Stande gekommen. Anwesend war der Herr Vorsitzende, anwesend waren die Mitglieder, sogar Herr Zacher aus Posen war da, — und dennoch konnte die Versammlung nicht stattfinden. Denn obwohl die

Versammlung 28 Stunden vorher bei der Polizei angemeldet worden war, hat der Herr Bürgermeister die Meldebescheinigung nicht rechtzeitig zugesandt. Natürlich hat der Herr Vorsitzende an den Herrn Landrath eine Beschwerde eingereicht.

Aus Nr. 179 des Postep
vom 7. August 1901:

Inowrazlaw.

Die geehrte Redaktion des Postep bitte ich, folgendes Ereigniß in die Spalten ihres Blattes aufzunehmen: Am 31. Juli erhielt ich von der Expedition des Postep eine Rechnung über 3 Mark für ein Inserat. Am 2. August nahm ich eine Postanweisung für 10 Pfennige, adressirte: „Drei Mark, Ekspedycja Postep, Posen“ und ging damit zur Post. Wie groß aber war meine Verwunderung! Als der Postbeamte die Anweisung abnahm, sah er sie an und sagte, daß ich eine andere Adresse schreiben müßte, denn diese könne er nicht annehmen, sie müsse deutsch geschrieben sein. Ich gab darauf dem Herrn Beamten, welcher mir artig genug entgegenkam, zur Antwort, daß ich nicht wüßte, wie die Adresse deutsch zu schreiben sei. Der Beamte sagte zu mir „Ekspedycja“ sei zu schreiben „Expedition“. Darauf erwiderte ich, daß ich so adressiren müßte, wie auf der Rechnung geschrieben stehe und nicht anders, denn wenn ich anders adressiren würde, so könnten mir die 3 Mark verloren gehen, wer aber würde sie mir erstatten, denn ich hätte bereits 50 Jahre hindurch so adressirt, es sei immer gut gewesen, jetzt aber sei es auf einmal schlecht. Darauf hatte der Herr Beamte nur ein Achselzucken und gab mir die Anweisung zurück; es blieb mir also nichts weiter übrig, als nach Hause zu gehen, denn es war dagegen nichts zu machen. Ich dachte bei mir: ich bin Soldat gewesen, ich hätte den letzten Tropfen Blutes für den König und für das Land vergossen, und dafür wird ein siebenzigjähriger Greis so hingehalten. Nun, und da wundert man sich, daß die Polen Versammlungen veranstalten, in denen sie sich über die ihnen zugesügten Unbilden beklagen. Sollte aber eine Versammlung einberufen werden, dann werde ich selbst, obgleich ich schon so alt bin, dieselbe besuchen, denn ich sehe, daß dies nothwendig ist.

Aus Nr. 176 des Wielkopolanin
vom 3. August 1901:

Aus der Gegend von Stenschemo schreibt man uns:

Schon längst wollte ich mein Herz von dem Schmerze befreien, den es empfindet beim Anblick meiner Kinder, welche sich seit der Zeit der Einführung des deutschen Religionsunterrichtes so sonderbar verändert haben.

Ich bin Eigenthümer mehrerer Morgen Landes, höhere Schulen habe ich nicht besucht, nur die Dorfschule; doch besitze ich ein Vaterherz, welches mir sagt, daß in der Schule etwas vorgehen muß, denn meine Kinder sind ganz anders, als ich es in diesen Jahren gewesen bin. Wie soll ich mich wohl ausdrücken! Weil ich es nicht verstehe, dies in zarter Weise zu thun, so will ich es in gewöhnlicher Form versuchen — und Du, Wielkopolanin, wollest es verbessern, damit es nicht ungeschickt wäre. Ich setze mich also an den Tisch und schreibe:

Ich frage meine lieben Brüder vom Pfluge und aus der Werkstätte und bitte sie, mir im lieben Wielkopolanin zu antworten, ob auch sie an ihren Kindern

etwas Schlechtes wahrgenommen haben seit der Zeit, seit der der Katechismusunterricht in der deutschen Sprache erteilt wird, denn es könnte wohl möglich sein, daß nur meine Kinder so unglaublich sind.

Ich habe an meinen Kindern die Beobachtung gemacht, daß sie seit der Zeit, seit der sie den deutschen Religionsunterricht besuchen, gewissermaßen gegen das Alles gleichgiltig geworden sind, was mir in jungen Jahren heilig war. Die Namen Gott, Jesus, Maria, Joseph sprechen sie mit einer solchen Gleichgiltigkeit und Nichtachtung, als ob sie nicht wüßten, daß dies göttliche und heilige Namen sind.

Das Gebet sprechen sie nicht, sie plappern es sinnlos her, als ob sie es nicht wüßten, daß sie sich in dem Gebete an den Schöpfer, an den höchsten Herrn des Himmels und der Erden wenden.

Als ich ein Kind und ein Jüngling war und zum Gebete kniete, das mich der Lehrer in polnischer Sprache gelehrt hatte, fühlte ich, daß dies eine andere Sprache war, nicht die gewöhnliche, welche man mit Menschen zu sprechen pflegt. Wenn ich aber jetzt meine Kinder beten heiße, sehen sie gedankenlos vor sich hin und sprechen, als ob ihnen das, was sie sagen, fremd, unverständlich wäre. Ich vermag mich nicht deutlich genug auszudrücken, doch ich denke, daß seit der Zeit, seit der sie in deutscher Sprache beten, auch das polnische Gebet für sie seine Bedeutung verloren hat.

Einmal war ich sehr erbittert, denn ich hörte, wie meine Kinder und die Kinder der Nachbarn auf meinem Hofe zusammengekommen waren, um zu spielen und wie sie riefen: „Dalej go we Vater unser!“ (Los, auf Vaterunser.)

So riefen sie einem Knaben zu, der wohl in der Schule das „Vaterunser“ nicht konnte und dafür bestraft worden war.

Das brachte mich auf, denn ich überzeugte mich, daß die Kinder mit dem deutschen Gebete Spott treiben, und daß sie Ausdrücke, welche für sie heilig sein sollten, in der Ausgelassenheit zur Kurzweil benutzen.

Als ich das hörte, dachte ich bei mir: wozu zahle ich Abgaben für die Schule und für den Lehrer, wozu arbeite ich für sie im Schweiße des Angesichts, wenn das Kind in der Schule, zu deren Unterhaltung ich meine hauer erworbenen Groschen beitrage, Geringachtung dessen lernt, was mir in meiner Jugend so heilig war und was mir heute noch heilig ist.

Ich fing an nachzudenken und sagte mir: wenn es einen solchen Religionsunterricht geben soll, der nicht einmal Achtung vor dem Heiligthume lehrt, so mag es lieber gar keinen geben.

Wenn das Kind nach einem solchen Religionsunterrichte mit dem Gebete Spott treiben soll, so mag es das deutsche Gebet überhaupt nicht sprechen.

Ich habe meinen Kindern auch sofort angekündigt, daß sie überhaupt nicht mehr deutsch beten und daß sie ja nicht mehr den deutschen Katechismus zu Hause lernen dürfen, weil daraus nur Aergerniß entsteht. Bin ich denn nicht Vater und habe ich nicht das erste Recht über mein Kind?

Möge man fürs Nichtlernen auch prügeln, es ist besser, daß die Kinder Schläge erhalten, als daß sie ihre Seele zu Grunde gehen lassen sollten.

Ich habe noch viel mehr auf dem Herzen, ich will aber das alles jetzt noch nicht niederschreiben, sondern noch warten, was mir die Väter antworten werden. Ich bitte die geehrte Redaktion, meinem Schreiben eine bessere Form zu geben.

Matthias R. aus T.

Obige Korrespondenz erschien uns so wichtig, daß wir sie in ihrem ganzen Umfange fast ohne Aenderungen gebracht haben. Wir bringen von unserer Seite auch keinerlei Bemerkungen, halten damit so lange zurück, bis andere Familienväter darauf antworten werden.

Aus Nr. 179 des Wielkopolanin
vom 7. August 1901:

In einer zweiten angegebenen Korrespondenz heißt es u. A.:

Aus B., einem Dorfe bei Schroda, theilt man uns mit:

„Niemand konnte uns einen größeren Dienst erweisen, als jener Matthias aus der Gegend von Stenszewo, den ich zwar nicht kenne, dem ich aber die Hand drücke dafür, daß er die uns so schmerzende Angelegenheit berührt hat.

Ein guter Landsmann muß doch dieser Matthias sein, daß er seinen Kindern nicht gestattet, aus dem deutschen Katechismus zu lernen. Was versteht denn ein Kind davon? Es quält sich, zerbricht sich die Zunge und sperrt die Augen auf; wenn es gefragt wird, was das zu bedeuten hat, was es plappert oder was es unter der Nase murmelt, so entsteht daraus nur eine Lächerung Gottes.

Ich vermag es garnicht zu schildern, was für sonderbare Antworten die Kinder auf die an sie gerichteten Fragen geben. Und das soll Religionsunterricht sein?

Womit aber sollen sich diese jungen Sprößlinge nähren, wenn man ihnen unverdauliche Nahrung giebt! Ein solcher Unterricht wirkt ebenso nachtheilig, als ob der Gärtner den zarten Pflänzchen statt des abgestandenen Wassers Wasser aus dem Eiskeller geben würde. Bei dieser Pflege verdirbt die Pflanze, und durch einen solchen Unterricht bleibt die Seele des Kindes stumm und dumm. — Daß sich Gott erbarm über einen solchen Unterricht! Es ist besser, die Kinder solchen Religionsunterricht überhaupt nicht besuchen zu lassen und den Propst zu bitten, dieselben in der Kirche zu unterrichten.

Ich weiß, daß unsere Pfarrer viel Arbeit haben und daß die Kinder den ganzen Katechismus und die Glaubenswahrheiten, welche in ihm enthalten sind, nicht alle lernen können.

In der Schule mag es gehen wie es wolle — mag das der Lehrer auf sein Gewissen nehmen, aber ich denke, es ist besser, daß das Kind nicht antwortet, wenn es die Heiligkeit eines Wortes nicht versteht, als daß es eine Sünde begehen sollte.

Häufig kann auch das Kind nicht antworten und es wird dafür geschlagen, als ob es die Antwort aus Hartnäckigkeit verweigern würde. Es ist besser, wenn ein Kind dafür bestraft wird, daß es nicht antworten will, als wenn die Strafe wegen Unkenntniß erfolgen sollte. So kann es nicht weiter gehen, es muß in der Schule vielmehr etwas geändert werden, denn die Kinder werden immer starrsinniger und gottloser.“

In Nr. 180 desselben Blattes vom 11. August 1901 heißt es in einer Korrespondenz aus der Gegend von Gnesen:

Wir sind hier schon so weit gekommen, daß wir unseren Kindern überhaupt nicht mehr gestatten, den Katechismus in deutscher Sprache zu lernen, denn der Nachtheil daraus ist größer, als der Nutzen. — — —

Betrübten Herzens müssen wir zusehen, wie unsere Kinder ohne Religion erzogen werden, denn ob sie den deutschen Religionsunterricht besuchen oder nicht, das ist gleich — ja, es ist vielleicht schlimmer, denn sie verdrehen nur die heiligen Ausdrücke und machen sich darüber lustig. Doch der Unterricht in der Schule bringt nur Abneigung gegen den Glauben. Immerhin aber ist es besser, daß die Kinder so viel Kenntniß in Glaubenssachen erhalten, wie ihnen die Kirche zu bieten im Stande ist, als ob sie gegen den Glauben Abneigung haben und heilige Sachen geringschätzen und mit ihnen Kurzweil treiben sollten. Wir Eltern haben das heiligste Recht, darauf zu achten, daß man den Geist und die Herzen unserer Kinder nicht verunstalte.

Gegen die deutsche Sprache habe ich nichts einzuwenden, im Gegentheil, ich treibe meine Kinder dazu an, dieselbe fleißig zu lernen, denn obgleich ich ein einfacher Mann bin, besitze ich doch so viel Verstand, zu wissen, daß es besser ist, zwei Sprachen zu sprechen als eine; für den deutschen Sprachunterricht aber besitzen die Kinder Fabeln und Lesebücher — das, was im Katechismus enthalten ist, erscheint mir zu heilig, als daß ich es erlauben sollte, daraus die deutsche Sprache zu erlernen. Das Kind schnappt etwas auf aus dem Katechismus, und weil es die Heiligkeit des Wortes nicht versteht, plappert es dasselbe ohne jegliches Verständniß hin und beleidigt so Gott ohne Wissen und Willen. So etwas erlaube ich in meinem katholischen Hause nicht.

Aus Nr. 182 des Lech
vom 10. August 1901:

Mogilno.

Hier ist eine protestantische Kinderbewahranstalt eingerichtet worden, wohin aber polnisch-katholische Mütter ihre Kinder nicht abgeben werden, wenn auch dort täglich süßer Kaffee und Kuchen unter die Kleinen verabreicht würde, denn ein Stück trockenes Brot und das Bewußtsein, daß unsere Kinder keinerlei Schaden an ihrem Glauben und an ihrer Nationalität erleiden, ist besser, als süßer Kaffee und Kuchen, verbunden mit der Ueberzeugung, daß unsere Kinder allmählich zu Deutschen und Protestanten umgewandelt werden.

Aus West-, Ostpreußen und Pommern.

Aus Nr. 178 der Gazeta Toruńska
vom 6. August 1901:

Im Interesse der Wahrheit.

Am Montag, den 5. August, erhielten wir die Nummer der Kölnischen Volkszeitung, welche den unseren Lesern bekannten Bericht des Propstes Dr. Liß über sein Gespräch mit dem früheren Bischof von Paderborn, jetzigen Erzbischof von Köln, Simar, betreffend den Biazus Polski und die Polen wiedergibt. Nach dem Bericht des Pfarrers Dr. Liß nannte Bischof Simar die Polen ein „verkommenes Volk“. Die Kölnische Volkszeitung sorgte jedoch, wie sie mittheilt, dafür, daß man den Herrn Bischof Simar auf den von der Kölnischen Zeitung gebrachten Bericht des Pfarrers Liß aufmerksam mache, und sie erhielt von dem Geheimsekretär des Erzbischofs nachstehendes Telegramm:

„Unterredung entstellt wiedergegeben. Ausdruck „verkommenes Volk“ nie gefallen“.

Auf Grund dessen wirft die Kölnische Volkszeitung dem Pfarrer Dr. Liß Unwahrheit vor. Angesichts dessen geben wir nachstehend, ohne abzuwarten, was Pfarrer Dr. Liß antworten wird und ohne uns mit ihm zu verständigen, zwecks Aufklärung der Wahrheit, eine Erklärung des Herrn Johann Brejski wieder, dem Pfarrer Dr. Liß den Inhalt seines mit dem Bischof Simar gehaltenen Gesprächs unmittelbar nach seiner Rückkehr von Paderborn nach Bochum mitgeteilt hat. Herr Brejski schreibt:

„Ich wunderte mich nicht wenig, als kurz nach meiner Ankunft in Bochum und nachdem ich die Redaktion des Wiarus Polski übernommen hatte, der Gründer und damalige Verleger des Blattes Pfarrer Dr. Liß zu mir kam und mir ohne Weiteres erklärte, das Zeitungsunternehmen Wiarus Polski werde nach Graudenz verlegt werden müssen“.

Ich erwiderte, in Westpreußen sei vor Kurzem die Gazeta Gdanska entstanden und sie stehe noch nicht auf festen Füßen, der Wiarus Polski würde ihr also die Existenz erschweren. Uebrigens sei — so fügte ich hinzu — für das polnische Auswandererthum ein polnisches Blatt am Platze durchaus nöthig, und darum müßte der Wiarus Polski in Bochum verbleiben. In Graudenz könne später ein neues Blatt gegründet werden.

„Auch ich gebe zu, daß der Wiarus hier nöthig ist“ — erwiderte Pfarrer Liß — „aber ich kann ihn hier nicht weiter herausgeben“.

Auf meine Frage nach dem Grunde, erzählte Pfarrer Liß nach einigem Zögern, seinen Vorgesetzten, wie es mir schien, in Schutz nehmend und sich augenscheinlich Mühe gebend, dessen Worte getreu wiederzugeben, den Inhalt seines mit dem Bischof Simar gehaltenen Gesprächs so, wie ich ihn gegenwärtig bekannt gegeben habe. Unter Anderem zitierte er wörtlich: „Sie müssen doch zugeben, daß Ihre Polen ganz verkommene Subjekte sind. Wenn sie germanisirt werden, werden sie wenigstens Menschen.“

Ich erwähne hier, daß Bischof Simar den Pfarrer Dr. Liß für einen Deutschen angesehen und sich an ihn als an einen „deutschen Mann“ gewendet hat, — erst im Laufe des Gesprächs erfuhr er, daß er einen Polen vor sich habe.

Aus Anlaß der beschimpfenden Worte und der germanisatorischen Gelüste des Bischofs Simar gab ich dem Zweifel Ausdruck, ob ein von solchen Empfindungen beseelter Bischof als Katholik gelten könne, ob derselbe nicht im Herzen halb Lutheraner sei.

Darauf entgegnete Dr. Liß: „Sagen Sie das nicht! Bei der deutschen Gesinnung und unter dem Einfluß verschiedener falscher Vorurtheile und Informationen kann der Herr Bischof glauben, daß das, was er thut, gut und dem Wohl der Kirche dienlich sei. Aber gerade deshalb sehe ich, daß ich den Wiarus Polski weiterhin nicht herausgeben kann.“

Darauf schlug mir Pfarrer Dr. Liß, der, als er mich nach Bochum berief, erwähnt hatte, ich könnte den Wiarus Polski nebst der Druckerei mit der Zeit als Eigenthum erwerben, vor, ich solle das Blatt schon jetzt übernehmen. Das geschah. Ende Februar oder Anfang März 1893.

So haben sich die Einzelheiten jener mit dem Pfarrer Dr. Liß gehaltenen Unterredung in meinem Gedächtniß eingegraben. So habe ich sie wiederholt Bekannten erzählt und mich sogar in der Zeitung auf sie berufen, in der aufrichtigsten Ueberzeugung, daß sie der Wirklichkeit entsprechen. Pfarrer Dr. Liß hatte nicht den mindesten Anlaß, mir über seinen Vorgesetzten die Unwahrheit zu sagen, und als ich seine

Worte hörte, fühlte ich, daß ihn das als Geistlicher schmerzte und daß er sich deswegen schämte. Es scheint mir auch, daß Pfarrer Liß, wenn er jetzt nach Jahren „verkommenes Volk“ statt „ganz verkommene Subjekte“ sagt, absichtlich oder unbewußt die allzuschärfen Worte des Bischofs Simar gemildert hat.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Es könnte scheinen, daß angesichts zweier direkt einander widersprechender Behauptungen die eine Seite bewußt die Unwahrheit gesprochen habe. Mir scheint dagegen, daß beide Seiten geschrieben haben, was ihnen wahr scheint. Es ist nur die Frage, wessen Gedächtniß getreuer ist, das des Pfarrers Dr. Liß, als er mir im Jahre 1893 unmittelbar nach der Rückkehr aus Paderborn den Inhalt jener historischen Unterredung erzählt hat, oder das des Erzbischofs Simar, als er im Jahre 1901 unter dem Drucke der öffentlichen Meinung seinen Geheimsekretär autorisirte, an die Zeitungen ein ableugnendes Telegramm zu senden; denn ich nehme nicht an, daß der Sekretär ohne ausdrücklichen Auftrag gehandelt habe.

Soviel im Interesse der Wahrheit!

Thorn, 5. August 1901.

Johann Brejski.

Aus Nr. 179 der Gazeta Toruńska

vom 7. August 1901:

Der Geheimsekretär (!)

des Herrn Erzbischofs von Köln depeschirt der Köln. Volksztg. in Sachen meines mit dem Bischof Simar gehaltenen Gesprächs was folgt:

„Unterredung entstellt wiedergegeben, Ausdruck „verkommenes Volk“ nie gefallen.“

Ich entgegne: Kein Geheimsekretär war bei jener Unterredung zugegen, er kann also auch nicht wissen, was gesagt worden ist und was nicht gesagt wurde. Jener Passus ist nicht entstellt, sondern gemildert. In Wirklichkeit lautet er so: „Sie als ein deutscher Mann müßten ja gerade dafür sorgen, daß die Polen möglichst bald germanisirt werden“.

Ich: „Entschuldigen Sie, ich bin Pole! (milczenie) . . . Uebrigens verstehe ich nicht, weshalb ich meine Landsleute germanisiren soll und wie ich das thun soll!“

Der Bischof: „Weil die Polen ein verkommenes Volk sind“ (sic!) u. s. w.

Daß sich die Sache so verhält und nicht anders, erkläre ich an Eidesstatt. Ich wiederhole aber: Kein Geheimsekretär war zugegen, und ich nehme an, daß der Herr Erzbischof wegen der damaligen großen Entrüstung und Erregung jene Worte wahrscheinlich vergessen hat.

Warum ich jetzt erst jenes Gespräch veröffentlicht habe, das werden die Köln. Volksztg. und alle Uebrigen aus Artikeln über das Thema „Von zwei Uebeln ist stets das kleinere zu wählen“ ersehen, die ich im Bielgrzym veröffentlichten werde, denn es ist schwer, nach 10 Seiten hin jedem besonders zu antworten. Ich bitte nur um ein wenig kaltes Blut; denn erst müssen Erbsen und Hafer eingebracht werden.

Propst Liß.

Zusatz: „Ich abonniere die Köln. Volksztg.; doch da die geehrte Redaktion derselben mir außerdem gütigst angestrichene Nummern zusendet, bitte ich die geehrte Redaktion der Gazeta Toruńska, den authentischen Text der Artikel „Der II. Aufruf“ und „Der Geheimsekretär“ nach Köln zu senden.“

(Wir haben jetzt einerseits die halbamtliche Abdeugnung von dem Geheimsekretär, der nicht Zeuge des Gesprächs gewesen ist und andererseits die feierliche Versicherung des Pfarrers Dr. Liß und das Zeugniß des Herrn Johann Brejski. Ob der Ausdruck „verkommenes Volk“ oder „verkommene Subjekte“ gelautet hat, ist nebensächlich. Jedenfalls ist aus dem Munde eines deutschen Bischofs, der zugleich der Seelenhirte polnischer Schäfchen ist, die Aufforderung an einen ihm untergebenen Priester ergangen, das polnische Volk zu verdeutschen, sowie eine schreckliche Beschimpfung dieses Volks, eine so schreckliche, daß sie sogar die Hakatisten betroffen gemacht hat. Red.)

Aus Nr. 179 der Gazeta Toruńska
vom 7. August 1901:

Der Kurier Poznański

schreibt:

„Die Kölner Volkszeitung äußert in Sachen „des Bischofs Simar, gegenwärtigen Erzbischofs von Köln, die Ansicht, daß die ihm vom Pfarrer Dr. Liß zugeschriebenen, die polnische Nationalität verleugnenden Worte nie gesprochen worden seien und sie kündigt an, daß sie die Sache nach der Rückkehr „des Erzbischofs von der Reise aufklären werde. Bis zu diesem Zeitpunkt enthalten wir uns mithin einer weiteren Beurtheilung des Verhaltens des Pfarrers Dr. Liß. Indessen betonen wir jedoch, daß diese mit einem Bischof von Seiten eines ihm einst untergebenen Geistlichen geführte Polemik uns sehr unglücklich erscheint. Es scheint uns ferner, daß Pfarrer Dr. Liß besser daran thäte, wenn er die „Angelegenheit der Vertheidigung unsrer Nationalität in den westlichen Landestheilen weltlichen Faktoren überließe, denen es fürwahr nicht an Selbstbewußtsein mangelt!“

Darauf erwidern wir: Die Polen in der Fremde haben sich stets gefreut, so oft Pfarrer Dr. Liß sie im Kampfe gegen die Germanisatoren im Priesterrock unterstützt hat, und vor Allem freuten sich die weltlichen Führer unsrer Emigranten darüber. Auch die Veröffentlichung des Berichts über das zwischen dem Bischof Simar und dem Pfarrer Dr. Liß stattgefundene Gespräch kommt — wir können es dem Kurier schriftlich geben — den Polen im Westen sehr gelegen, und es hat für unsre Sache in der dortigen Gegend eine große Tragweite. Darum nehmen es die dortigen Landsleute dem Pfarrer Dr. Liß keineswegs übel, daß er in Sachen der Wahlen anderer Ansicht gewesen ist, als das Wahlkomitee; denn sie wissen, daß er einzig und ausschließlich das Interesse des unter den Deutschen verstreuten polnischen Volkes im Auge gehabt hat, während die Patrone des Kurier Poznański nicht allein das Emigrantenthum, sondern sogar die polnischen Grenzgebiete dem Zentrum geradezu um ein Linsengericht verkaufen, d. h. sie opfern die vitalen nationalen Interessen auf, um nur bei der Kölner Volkszeitung, bei der Germania und bei anderen Zentrumsblättern Artikel zu kaufen, welche die Dominsel vertheidigen.

Darum ist auch der Kurier, der in der letzten Zeit sich in mancher Hinsicht geändert hat, nur darin seiner früheren Taktik treu geblieben, daß er hartnäckig auf der Seite der katholischen Germanisatoren gegen die Polen auftritt, welche die Germanisierungsversuche der Kirche bekämpfen. Merkwürdig hört sich auch die Aufforderung des Kurier an, Dr. Liß solle die Vertheidigung unsrer Nationalität im Westen weltlichen Faktoren überlassen. Hat doch

derselbe Kurier f. B. den „Verband der Polen“ deshalb verurtheilt, weil dieser danach zu streben beabsichtigte, daß die Polen hinreichend mit Seelsorge versehen wären. Und weshalb hat man denn vor drei Jahren den Geistlichen Rupinski aus dem Posenischen nach Westfalen gesandt, damit er gegen den Beschluß der polnischen Wahlbehörden arbeite? Und weshalb überläßt der Kurier, auf welchen weltliche Elemente absolut keinen hervorragenden Einfluß besitzen, in Posen die Angelegenheit des Emigrantenthums nicht — nehmen wir an — dem Dziennik Poznański und dem Drendownik, weshalb steckt er stets seine Nase hinein zum großen Aerger „weltlicher Faktoren“ im Osten und im Westen?

Schmeicheleien nach dem Thema „Selbstbewußtsein“ werden diese Faktoren nicht täuschen; denn jeder weiß, daß es hier an Aufrichtigkeit fehlt. Hat doch noch niemand vergessen, daß der Kurier mit den Führern unsres Auswandererthums sehr unzufrieden gewesen und dagegen mit dem Pfarrer Liß einverstanden gewesen ist, insoweit dieser die Zentrumsleute unterstützte; als aber Pfarrer Liß als Pole gegen die Germanisatoren im Westen auftrat, forderte der Kurier ihn sofort auf, sich in diese Sachen nicht zu mischen, derselbe Kurier, der vor noch nicht langer Zeit denjenigen moralisch aufknüpfte, der nicht blind glaubte, daß die Geistlichen die geborenen Führer des Volkes in allen Sachen seien.

Holla, ihr Herren, das geht nicht! Der Geistliche ist nicht nur Priester, sondern auch Bürger, und darum hat er nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, die Rechte der Nation zu vertheidigen, der er nach dem Urtheil der Vorsehung angehört. Das polnische Volk ist im Kulturkampf mit der Geistlichkeit gegangen und darum verlangt es mit Recht, daß die Geistlichkeit es jetzt, wo es seines Polenenthums wegen Verfolgungen leide, dreist und offen vertheidige. Vielleicht erhält aus Anlaß dessen so mancher Geistliche keine Propstei, vielleicht lehnt die Regierung es ab, zu manchen kirchlichen Zwecken Geld herzugeben, vielleicht verhindert man, daß den Bischöfen zu Ehren öffentliche Ovationen dargebracht werden, — aber dafür werden sich die Bande immer enger knüpfen, welche das polnische Volk mit der Geistlichkeit und mit der römisch-katholischen Kirche verknüpfen. Gedenken wir dessen, daß Christus seine ersten Schüler unter den Fischern gefunden hat, und daß sich in Rom selbst das Christenthum am schnellsten in demjenigen Stadttheil verbreitete, der von dem ärmsten Volk bewohnt war, daß es ferner in den anderen Stadttheilen die Sklaven am schnellsten annahm. Wer die Geistlichkeit von der Vertheidigung der Nationalität ablenkt, der macht es dem Opportunismus, der Eigenliebe und der Bequemlichkeit Einzelner recht, aber er erweist der Kirche keinen Dienst und stellt sich im Prinzip mit jenen französischen Freimaurern auf eine Stufe, welche das berückte Gesetz von den Kongregationen beschloßen haben, durch welches die Ordensgeistlichkeit verurtheilt wurde, in öffentlichen Angelegenheiten zu schweigen.

Unsere Losung ist und bleibt „die Nation mit der Geistlichkeit, die Geistlichkeit mit der Nation in bösen und guten Tagen.“

In die Angelegenheit des Verhältnisses zwischen dem Pfarrer Dr. Liß und dessen einstigen Vorgesetzten gedenken wir uns nicht zu mengen. Der Kurier Poznański, der nicht Schiedsrichter zwischen Geistlichen und Bischöfen ist, konnte die Sache auch den

geistlichen Behörden überlassen, die übergenuß Disziplinar-mittel haben, um die untergebene Geistlichkeit im Zügel zu halten, und es wird davon, soweit es sich um Politik und nationale Sachen handelt, manchmal vielleicht allzu eifrig Gebrauch gemacht."

Hierzu meint der Drendownik in Nr. 181 vom 9. August:

Die Losung der Gazeta Toruńska: „Die Nation mit der Geistlichkeit, die Geistlichkeit mit der Nation in guten und bösen Tagen“ läßt sich in unseren Verhältnissen nicht aufrecht erhalten. Abgesehen davon, daß man über diese Frage im Ernste nur in einer Nation diskutieren kann, die politisch unabhängig ist, sind in unserer Volksgesamtheit die Vorbedingungen für die Durchführung dieser Losung nicht vorhanden. In allen von Polen bewohnten Diözesen giebt es polnische und deutsche Geistliche; unter den deutschen giebt es auch Germanisatoren, unter den polnischen mangelt es nicht an Strebern noch an solchen, die dem Volke mit Gewalt ihre Politik aufdrängen, selbst wenn sie dem Volke noch so schädlich wäre. Wir haben unter den Bischöfen offene und versteckte Germanisatoren, auch solche, die das polnische Volk mit aller Gewalt sogar in rein nationalen Angelegenheiten kommandiren wollen. Wir haben eine regierungsseitige Kirchenpolitik, die im Bereich der bischöflichen Behörde und der kirchlichen Interessen der Diözesen überall ihr staatliches Interesse verfolgt und sich sogar dem Papst fühlbar macht. Alles das arbeitet zusammen auf Germanisirung durch die Kirche hin . . . Es ist nicht daran zu denken, daß sich die Losung „die Nation mit der Geistlichkeit“ verwirklichen ließe. Bei dem vom Kurjer gemachten Vorschlage handelt es sich um ganz etwas Anderes. Das Blatt rath gut, wenn es sagt, das Volk solle bei nationalen Angelegenheiten sich nicht an die Falten des Priesterrocks festhalten, sondern die Vertheidigung der nationalen Sache auf die eigenen Schultern nehmen. Darum haben wir einige Jahre hindurch mit der Versöhnungspartei gekämpft, an deren Spitze nicht Herr von Koszielski, sondern der Erzbischof von Gnesen-Posen stand. Heute nach Zertrümmerung der Versöhnungspartei und nachdem der politische Einfluß des Erzbischofs gebrochen ist, drängt sich uns das Bedenken auf, ob sich bei Annahme des Vorschlages des Kurjer die Verhältnisse nicht so gestalten könnten, daß das Volk die ganze Last der Vertheidigung seiner Nationalität und sogar seines Glaubens trüge, während die Bischöfe — bei der Theilung der Vertheidigungsarbeit, — um mit der Regierung in Frieden zu leben, die Germanisirung durch die Kirche weiter dulden würden. Darin liegt der ganze Kern der vom Kurjer zur Sprache gebrachten Sache.

Zur Aufklärung dieses Kerns bietet Pfarrer Liß in seinen Artikeln einige interessante Einzelheiten mit Bezug auf die politische Gesinnung der Bischöfe. Wir schätzen den öffentlichen Werth dieser Einzelheiten keinesfalls gering, obgleich wir von dem politischen Scharfsinn des Pfarrers Dr. Liß und von seiner bekannten Diplomatie, bei der sich stets „Schläge für den Hoshund“ und dabei „Gerste und Hafer“ finden, niemals sehr entzückt waren. Der Gazeta Toruńska brauchen wir das nicht in Erinnerung zu bringen, denn sie kennt die Rolle, die Pfarrer Dr. Liß beim Wiarus Polski während der Kämpfe zwischen Volks- und Hoshundspartei gespielt hat, gut. Die erste Bemerkung des Kurjer, daß Pfarrer Dr. Liß ganz unnöthiger Weise zum Bischof von Paderborn gegangen sei, um ihn zu fragen, was er mit dem Wiarus Polski anfangen solle, ist politisch völlig begründet und vom nationalen Stand-

punkt aus richtig. Pfarrer Dr. Liß war dort garnicht nöthig. Was den Kurjer Poznański bewogen haben mag, den Vorschlag zu machen, daß man die nationalen Angelegenheiten nicht von der Geistlichkeit abhängig machen solle, so hat der Kurjer sehr gut daran gethan, die Sache zu berühren. Die Verhältnisse selbst drängen seit Langem dahin, und es handelt sich nur darum, den Kern der Sache gut kennen zu lernen, d. h. daß bei dem Sichemanzipiren des polnischen Volkes vom politischen Kommando der Geistlichkeit auch die nationale und bürgerliche Selbstständigkeit entwickelt werde, damit sich das Volk mit Erfolg vertheidigen könne, nicht nur gegen die regierungsseitige Germanisirung, sondern auch gegen die von Bischöfen und Geistlichen betriebene.

Aus Nr. 181 der Gazeta Toruńska

vom 9. August 1901:

In Sachen des Gymnasiastenprozesses

schreibt man uns:

„Ich lese in einem Artikel des Dziennik Poznański, in welchem von dem bekannten Prozesse gegen die Gymnasiasten die Rede ist, folgendes:

„Gonczonek löste sich die Zunge erst dann, als der Religionslehrer Pfarrer Teich ihm sagte, der Eid, durch welchen Goncz sich den Kollegen gegenüber zum Schweigen verpflichtet habe, sei für ihn nicht bindend. Pfarrer Teich begründete dies sein Gutachten damit, daß Goncz, um das Bestehen des Vereins nicht zu verrathen, gehalten sei, auf alle Fragen zu antworten, er wisse von nichts. Da er von dem Bestehen des Vereins Kenntniß gehabt habe, habe ihn der Eid zu einer Lüge verpflichtet, und da das etwas Amoralisches sei, sei der Eid ungültig.“

Ich lese weiter in der Anklageschrift, daß Goncz erst nach langem inneren Kampfe und erst dann, nachdem ihm Pfarrer Teich erklärt hatte, dieser Eid sei ungültig, da er ihn zum Lügen verpflichtete, Alles gestanden habe.

Indeß erfahre ich von einigen Leuten, Pfarrer Teich habe auf ihre ausdrückliche Frage hin sich mit seinem priesterlichen Wort verbürgt, daß er auf keinen Fall Goncz beeinflusst, noch in irgend welcher Weise zur Aufdeckung dieser Sache beigetragen habe.

Neugierig bin ich sehr, was Pfarrer Teich jetzt thun wird. Er kann nicht leugnen, daß er sein Priesterwort darauf gegeben hat, sich in diese Sache überhaupt nicht gemischt und zu ihrer Aufdeckung nichts beigetragen zu haben. Die Zeitungen, die Staatsanwaltschaft behaupten das gerade Gegentheil, daß nämlich Pfarrer Teich sogar sehr viel dazu beigetragen habe. Wir hoffen, daß Pfarrer Teich die Sache gehörig aufklären wird, und zwar zu seinen Gunsten. Das Beste wäre, wenn Pfarrer Teich die Staatsanwaltschaft deshalb verklagte, weil sie ihm fälschlich Worte untergeschoben habe, die er überhaupt nicht gesagt habe.

Sollte jedoch Pfarrer Teich das nicht thun oder nicht thun können, oder auf keine andere Weise die Widersprüche aus der Welt schaffen, so werden wir geneigt sein, ihm trotz des gegebenen Priesterworts nicht zu glauben, umsoweniger, als auch der Umstand gegen Pfarrer Teich zu zeugen scheint, daß er gerade in dem Augenblick, wo Goncz auf die Aufforderung des Direktors hin dessen Zimmer betrat, dasselbe verließ. Augenblicklich hatte in diesem Augenblick eine Berathung zwischen dem Direktor und dem Pfarrer Teich stattgefunden, ehe

der Direktor mit Goncez das Verhör vornahm. Wir haben indeß keine Veranlassung, den Versicherungen des Pfarrers Teiz nicht zu glauben, und wir hoffen bestimmt, daß Pfarrer Teiz, sobald die Zeit gekommen sein wird, die bezüglich dieser Sache obwaltenden Zweifel zerstreuen und daß er den Schein lügen strafen wird, der gegen ihn zu sprechen scheint.
Z.

Aus Nr. 182 der Gazeta Toruńska
vom 10. August 1901:

In Sachen des Gymnasiastenprozesses

können wir feststellen, daß der Untersuchungsrichter, Herr Technau, einem der in dieser Sache vernommenen Zeugen erklärt hat, „die Religionslehrer hätten die polnischen Gymnasiasten über die Richtigkeit des den Kollegen gegenüber abgegebenen Eides belehrt, da sie, falls sie diesen Eid halten wollten, antworten müßten, sie wüßten nichts von dem Verein, da sie aber davon wüßten, würden sie lügen. Zu einer Lüge könne aber niemand gültig verpflichten, und ein solcher Eid sei darum ungültig. Die Namen der Religionslehrer hat Herr Technau nicht genannt. Dagegen ist in der Anklageschrift die Rede von dem Pfarrer Teiz, demselben, der die Schüler dahin belehrt hat, schon der Gedanke an die Wiederaufrichtung Polens sei ein Meineid.

Aus Nr. 176 der Gazeta Toruńska
vom 3. August 1901:

Ein Prozeß wegen Vertheilung von Druckschriften.

Wir theilten s. Z. mit, der Kriminalkommissar Maurach aus Danzig habe in Pelpin am Peter-Paulstage 177 Broschüren beschlagnahmt. Da nach § 24 des Preßgesetzes bis zum 5. Tage eine Entscheidung des Richters darüber herbeigeführt werden soll, ob die polizeiliche Beschlagnahme bestätigt oder aufgehoben sei, forderte Herr Brejski nach Ablauf dieser Zeit den Pelpliner Amtsvorsteher auf, die Broschüren dorthin zurückzuschicken, wo man sie fortgenommen habe, d. h. ins Sikorski'sche Hotel. Der Amtsvorsteher hat jedoch nur 175 Broschüren zurückgeschickt, jedoch eine Quittung über die Ablieferung von 177 Stück verlangt. Natürlich konnte Herr Sikorski eine derartige Quittung nicht unterschreiben, da er in Ermangelung von Weisungen des Herrn Brejski auf eigene Faust nicht handeln wollte. Auf eine an das Amtsgericht in Dirschau gerichtete Anfrage hin erhielt Herr Brejski den vom 8. Juli d. J. datirenden Bescheid, daß man bis zu diesem Zeitpunkt die Bestätigung der Beschlagnahme der polnischen Broschüren nicht beantragt habe.

Indeß schreibt § 24 des Preßgesetzes vor, die Polizei sei, wenn sie auf eigene Faust Druckschriften beschlagnahmt habe, verpflichtet, die Sache im Verlauf von 12 Stunden dem Staatsanwalt zu übergeben, und dieser habe binnen 24 Stunden nach Vollzug der Beschlagnahme beim Gericht deren Bestätigung zu beantragen, das Gericht aber habe binnen 24 Stunden nach Eingang des Antrages des Staatsanwalts Beschluß zu fassen.

Erst in letzter Zeit hat man der Staatsanwaltschaft die beschlagnahmten Broschüren übersandt. Ob der Herr Staatsanwalt von dem Gericht die Be-

stätigung der Beschlagnahme verlangt hat, das wissen wir nicht, dagegen hat man gegen Herrn Brejski aus Anlaß dessen ein Strafverfahren eingeleitet, weil er ohne Erlaubniß der Polizei diese Drucksachen vertheilt hat, obgleich § 43 der Gewerbeordnung ausdrücklich sagt, an geschlossenen Orten sei es gestattet, Druckschriften zu vertheilen, ohne die Polizei zu befragen, und die Urtheile der höchsten Gerichtshöfe zählen auch Restaurationslokale zu den geschlossenen Räumen.

Eine ähnliche Untersuchung hat man s. Z. gegen Herrn Brejski deshalb eingeleitet, weil er in einer in Gekohn abgehaltenen Volksversammlung Druckschriften vertheilt hatte, bis jetzt ist jedoch nicht Anklage erhoben worden, weil es hierfür an gesetzlichen Grundlagen mangelt. Die Behörden machen sich nur Arbeit, und Herrn Brejski machen sie unnötig Last durch die Vernehmungen. Das Alles würde vermieden werden, wenn die Polizeibeamten das, was das Gesetz gestattet, ebenso fleißig lesen, wie das, was es verbietet, aber leider geschieht das nicht immer und nicht überall.

Aus Nr. 181 der Gazeta Toruńska
vom 9. August 1901:

Noch ein Prozeß!

Unser Redakteur, Herr Johann Brejski, stand wiederum vor dem Untersuchungsrichter, da man deshalb einen Prozeß gegen ihn angestrengt hat, weil er in der Grucznoer Versammlung so gefährliche Broschüren und Flugschriften vertheilt hat, wie „der Verein zur Veranstaltung von Volksversammlungen“, „die Angelegenheit des Kartenspiels“, u. s. w. Mit Herrn Brejski ist der wackere Vorsitzende des Volksvereins in Jordan, Herr Barylski aus Osielsk, angeschuldigt. Wir haben s. Z. mitgetheilt, daß Herr Brejski schon in Gruczno dem die Versammlung überwachenden Beamten das Gesetzbuch vorgelegt hat, woselbst im Zusatz zu § 43 der Gewerbeordnung ausdrücklich vermerkt ist, daß Gasthäuser zu den geschlossenen Räumen gehören, woselbst Druckschriften ohne Genehmigung der Polizei verbreitet werden können.

Trotzdem wurde sowohl gegen Herrn Barylski, als auch gegen Herrn Brejski eine Denunziation eingereicht, und beide waren genöthigt, sich zu Terminen zu bemühen, obgleich es keinem Zweifel unterliegt, daß man die Schuldigen nicht einmal zur niedrigsten Strafe verurtheilen kann. Dagegen drängt sich die Frage auf, ob der Herr Staatsanwalt nicht gegen den Denunzianten einen Prozeß anstrengen sollte.

Um Herrn Brejski die Arbeit und die Zeit zu ersparen, geben wir zur Kenntniß der hochlöblichen zuständigen Behörden, daß er nicht nur in Gekohn, Gruczno und Pelpin, sondern auch in Schönsee, Starzyn, Culmsee, Komorsk, Neuenburg, Stargard, Thorn, ja sogar in Westfalen und am Rhein Druckschriften vertheilt hat. Wenn man deshalb einen Prozeß anstrengen und ihn zum Verhör vorladen sollte, so möge man das mit einem Male thun und alle diese Angelegenheiten mit einander verbinden; denn es ist zu schade um die Zeit und um die Stiefel, um in jeder Sache besonders zum Verhör zu gehen.

Wir wiederholen nochmals, daß es sich empfehle, daß die Vertreter der Sicherheitsbehörde nicht nur wissen, was das Gesetz verbietet, sondern auch, was es gestattet.

Aus Nr. 180 der Gazeta Toruńska

vom 8. August 1901:

Der Sokolverein in Briesen

veranstaltete am Sonntag ein öffentliches Schauturnen, zu welchem auch eine Anzahl Kameraden aus Thorn, darunter der Gauvorsitzende, Herr Redakteur Brejski erschien. Ebenso kam der Kriminalkommissar Weigt aus Thorn hin, und er hat, wie es schien, mit dem Gendarm vor Allem darüber gewacht, daß Herr Brejski nicht an die Spitze der Sokols trete, die auf dem Briesener Marktplatz aufgestellte französische Kanone nehme und gegen Berlin marschire. Darum waren die Wächter der Sicherheit auch äußerst beunruhigt, als sie, von der Kuffel aufblickend, wahrnahmen, daß Herr Brejski sich nicht in dem Garten befinde, in welchem das Schauturnen stattfand. „Wo ist Herr Brejski, wo ist Herr Brejski?“ fragte man unruhig.

Unverweilt marschirte der Gendarm in die Stadt, um wenigstens im letzten Augenblick einem Unglück vorzubeugen, während Herr Weigt im Garten über die Ordnung wachte. Indes hatte Herr Brejski den Garten in einer dem deutschen Reiche keineswegs feindlichen Absicht verlassen, und er kehrte bald zurück.

Ueberhaupt waren die Sicherheitsbehörden in Briesen sehr auf der Hut vor dem Schauturnen der Sokols. Das beweist nachstehender, im amtlichen Kreisblatt veröffentlichter polizeilicher Ukas:

Bekanntmachung.

Aus Anlaß des am 4. d. Mts. bevorstehenden Vergnügens des hiesigen Sokol-Vereins wird hierdurch bekannt gemacht, daß das öffentliche Tragen der Sokoltracht innerhalb der Stadt und auf dem Wege vom Hauptbahnhof zur Stadt verboten ist.

Die diesem Verbot Zuwiderhandelnden werden entweder zurückgewiesen oder zur sofortigen Ablegung dieser Tracht veranlaßt.

Briesen Westpr., den 2. August 1901.

Die Polizei-Verwaltung.

In Vertretung:

Bauer.

Schade, daß die auswärtigen Gäste nicht in Sokoluniform nach Briesen gekommen sind; denn wenn die hochlöbliche Polizei sie auf der Straße entkleidet hätte, dann hätte Briesen ein Schauspiel gehabt, würdig des Barnum'schen Zirkus.

Nicht genug, daß man die Sokoluniform verbot. Auch alle polnischen Lieder ohne Rücksicht auf den Inhalt waren von vorn herein nur deshalb verboten, weil sie polnisch waren. Es wird nicht lange dauern, da wird man auch das Polnischsprechen auf der Straße und an öffentlichen Orten verbieten, wie in Litauen zu Murawjows Zeiten. O, denn im preußischen Staat blüht der Fortschritt auf allen Gebieten und Stillstand ist verhaßt.

(Es folgt ein belangloser Bericht über den Verlauf des Schauturnens.)

Weise verfolgt werden. Nicht nur die Regierung, sondern auch die Sakatisten und die deutsche Volksgemeinschaft haben die Aufgabe übernommen, das Polenthum auf diesen seit urenigen Zeiten ihm gehörigen Boden auf Schritt und Tritt auszurotten. Was in keinem gesitteten Lande möglich wäre, dazu sind die Preußenherzen stets neu bereit, ja, rufen sie doch die Regierung alle Augenblicke an, neue Steine, Nägel und Kreuze für uns herbeizuschaffen. Zu solchen freundlichen Leuten fährt man nicht zu Gast, und für das materielle Bokottiren der Polen bei jeder Gelegenheit schleppt man Jenen kein Geld hin.

Die Redaktion der Zoppoter Zeitung sagt in Beantwortung unseres „Wer ist schuld“ betitelten Artikels, die Polen seien ihr „schätzenswerthe und sehr liebe Gäste.“ Das glauben wir! Wir freuen uns auch darüber, daß verschiedene polnische Blätter doch in dem Zoppoter Lesesaal vorhanden sind. Wir waren von einem angesehenen Gäste dahin informiert worden, daß die polnischen Blätter, die zuerst vorhanden waren, beseitigt worden seien.

Die Badedirektion wolle offen zugeben, daß Zoppot sich von Danzig und von den ausländischen Polen erhält, und vielleicht mehr noch von den Polen, als von Danzig. Ferner muß zugegeben werden, daß diese Gäste in jedem Sommer etwa 100 000 Mark bei den deutschen Danziger Kaufleuten lassen. Aber in diesem Falle muß man für diese polnischen Gäste etwas mehr thun, und auch mit der That, nicht bloß mit Worten beweisen, daß Zoppot ein „internationales Bad“ ist.

Wir bestreiten das und fragen:

Hat man früher nicht polnische Melodien in den Konzerten im Kurhause gespielt? Weshalb wird dies seit einigen Jahren unterlassen? Und wenn die Preußenherzen gewisse nationale Melodien nicht ertragen können, weshalb hat man nicht für andere polnische Melodien gesorgt. Weshalb hat man das Ankleben polnischer Plakate, auf welchen gemeinsame polnische Vergnügungen oder Ausflüge angekündigt werden, verboten? Auf Grund welches Gesetzes? Wenn den Preußenherzen ein polnisches Plakat unerträglich dünkt, so möge sich die Badedirektion entweder als über die antipolnischen Instinkte erhaben zeigen und dieselben niederkämpfen, oder möge sie gerecht sein und zugeben, daß die Polen ein Recht haben, ein solches Land und solche Leute zu meiden.

Wir könnten noch mehr ähnliche Vorwürfe vorbringen. Uns sind in der That die ausländischen Polen, die Brüder aus den übrigen Landestheilen, angenehme Gäste. Aber wir Polen gehören zu denen, welche ihre nationale Würde über Alles schätzen. Wenn wir einmal aus Preußen nach Rußland — von Oesterreich ganz zu schweigen — reisen, so begegnen wir nirgends dem Haß der Behörden und Beamten, durchaus nicht, denn das ist ja Rußland, nicht Preußen.

Aus Nr. 96 der Gazeta Gdańska

vom 10. August 1901:

Als Antwort für die Zoppoter Zeitung.

Vor Allem sind die polnischen Blätter, als sie den Landsleuten abriethen, Bäder im Bereich von Deutschland zu besuchen, von der Voraussetzung ausgegangen, daß man polnisches Geld nicht in ein Land schleppen sollte, wo die Polen auf so barbarische

Aus Nr. 93 des Pielgrzym

vom 8. August 1901:

Pielpin, den 6. August 1901.

Unsere geschlagene Volksgesamtheit, welche zu stetem moralischen Kampfe gezwungen ist und sich nicht in der Lage befindet, hohe Würden oder Orden vertheilen zu können, bemüht sich jedoch, solche Personen, welche sich durch eine langjährige Arbeit um das öffentliche Wohl verdient gemacht haben, zu ehren,

wenn auch nur durch eine bescheidene Auszeichnung. Wie ich erfahre, begab sich am vergangenen Montag eine Deputation des Vereins für Unterrichtshilfe nach Alonowko zu dem langjährigen Abgeordneten und Direktionsmitgliede dieses Vereins, Herrn Michael von Kalkstein, um sich des liebevollen Auftrages der diesjährigen Generalversammlung des Vereins für Unterrichtshilfe zu entledigen und dem Herrn von Kalkstein ein Diplom und die Ernennung zum Ehrenmitgliede der Direktion dieses schätzbaren und der Unterstützung würdigen Vereins einzuhändigen. Die Deputation setzte sich zusammen aus dem Senior des westpreussischen Bürgerthums, dem eifrigen Mitgliede, Herrn R., aus dem durch seine öffentliche Thätigkeit bekannten Herrn Erasmus von Parzewski aus Belno und aus dem überaus thätigen Direktionsmitgliede Herrn von Radonski aus Br.-Stargard. Das Diplom, bei dessen Einhändigung Herr von Parzewski eine schöne und den Umständen angepasste Ansprache hielt, lautete folgendermaßen:

Der Verein für Unterrichtshilfe für die Jugend Westpreußens hat die Ehre, dem Hochwohlgeborenen Herrn Michael von Kalkstein in Alonowko mitzutheilen, daß ihn der Verein für Unterrichtshilfe in der diesjährigen Generalversammlung in Anerkennung seiner langjährigen Verdienste um die Entwicklung dieses Vereins zum Ehrenmitgliede der Direktion ernannt hat.

Culm, im Mai 1901.

von Parzewski. Pfarrer Poblocki. Dr. Czapl. von Domirski. Lechowicz. Marchlewski. von Radonski. von Sczaniecki. von Slaski.

Aus Nr. 95 des Wiarius Polski

vom 8. August 1901:

Aus Greifswald in Pommern berichtet man uns, daß der dortige Verein polnischer Arbeiter sich mit dem deutsch-katholischen „Katholischen Verein“ vereinigt hat. Die Polen haben sich nur ausbedungen, daß die Statuten für sie ins polnische übersetzt werden sollen, und daß in den Versammlungen polnisch gesprochen werden darf. — Das ist schlecht! Es war besser, auf eigene Kräfte gestützt Noth zu leiden, als sich mit dem deutschen Verein zu verbinden, dessen Leiter bereits danach trachten, die kleinen Zugeständnisse, welche momentan gemacht worden sind, möglichst bald wieder aufzuheben.

Aus Oberschlesien.

Aus Nr. 169 des Dziennik Slaski

vom 26. Juli 1901:

Chorzow.

Am letzten Sonntag besuchte ich Abends einen Restaurationsgarten in Chorzow, um daselbst ein Glas Bier zu trinken. Neben mir saßen achtbare Männer, welche überall als gute Katholiken auftreten, überdies auch verschiedene Gemeindeämter verwalten, einige derselben gehören sogar dem Kirchenvorstande an. Wie sehr diese Herren bemüht sind, zu germanisiren, darüber will ich mich nicht weiter auslassen. — Da erschallen die Kirchenglocken zum „Abendgebet“. Ich glaubte schon anfänglich, daß uns diese Herren auffordern werden, das Gebet gemeinschaftlich in deutscher Sprache herzusagen,

denn wenn ein deutsches Gebet existirt, so müßte doch auch das Abendgebet deutsch sein, aber ich habe mich getäuscht. Diese Männer haben es nicht einmal für nöthig gehalten, sich von ihren Plätzen zu erheben, auch hat keiner von ihnen die Mühe angenommen, obwohl die anderen Anwesenden ringsherum entblößten Hauptes stehend ihr Gebet verrichteten.

Nicht zu sagen! gerade diejenigen, welche Andern mit gutem Beispiel vorangehen sollen, sind in der Regel in der Ausübung ihrer religiösen Pflichten kalt und gleichgültig. (Vielleicht waren diese Herren germanisirte Polen, denn, wenn der Pole einmal seine Muttersprache und Nationalität im Stiche gelassen, so erkaltet er ebenfalls für alle Angelegenheiten des katholischen Glaubens, wenn er zuweilen nicht ganz und gar von seiner Kirche abfällt. Wer die Schätze seiner Muttersprache und Nationalität verläßt, der läßt auch mit gleicher Leichtigkeit seine Religion im Stiche. Dies ist eine allbekannte Thatsache.)

Aus Nr. 179 des Dziennik Slaski

vom 7. August 1901:

Brzezinka.

Raum ist der Bau der Kirche ausgeführt worden und schon fangen unsere deutschen Glaubensgenossen an, um die Einführung deutscher Predigten zu drängeln. Deutsche Andachten sind schon eingeführt, denn an Wochentagen werden heilige Messen für die Schulkinder mit deutschem Kirchengesange abgehalten. Dabei giebt es hier nur eine oder zwei deutsche Familien. Da jedoch, wie die Reiser Zeitung festgestellt hat, die deutschen Katholiken Oberschlesiens in keiner Parochie in Betreff ihrer Andachten und Predigten benachtheiligt werden, muß auch erwartet werden, daß auch hier für diese zwei oder vier Personen deutsche Predigten eingeführt werden. Wir fürchten nämlich, daß, wenn unser Pfarrer mit Rücksicht auf den wahren Stand der Sache für die einige Tausend polnische Seelen zählende Parochie deutsche Predigten nicht einführen wollte, er hierzu unter den heutigen Verhältnissen von der preussischen Regierung gezwungen werden könnte. Im Falle, daß in der That eine derartige Neuerung hier eingeführt werden sollte, würden wir unseren Herrn Pfarrer ganz ergebenst bitten, die Deutschen in der Sakristei zu versammeln und ihnen dort ungestört das Wort Gottes zu verkünden. So verfahren, würde es wenigstens nicht aussehen, als ob die Herren Deutschen unsere heilige Kirche zum Werkzeug der deutschen Schule machen wollten. Wir haben ja an den deutschen „Schul“-Andachten schon genug, während welcher unsere polnischen Kinder zum deutschen Kirchengesange gezwungen werden. Wir Aelteren müssen stehen und schweigen, obwohl uns Gott unsere polnische Muttersprache verliehen hat, in welcher wir ihn anbeten und preisen sollen.

Aus Nr. 180 des Dziennik Slaski

vom 8. August 1901:

Bismarckshütte wurde seit einiger Zeit der Mittelpunkt der Germanisirungsbewegung im Osten, namentlich aber in Oberschlesien. Vor drei Wochen hat hier ein Kongreß deutscher Turner, verbunden mit der Einweihung der neuen Vereinsfahne aus Bismarckshütte stattgefunden. Aus dem Festprogramm müssen wir erwähnen, daß am Sonntag Vormittag um 11 Uhr, also gerade zu einer Zeit des Haupt-

gottesdienstes, im Garten gymnastische Uebungen und ein Frühkonzert stattfand. Zahlreiche Triumphbogen waren aufgestellt und in der Festrede wurde darauf hingewiesen, „stets das bedrängte Deutschtum in den Ostmarken zu schützen.“ Dieses ehrenvolle Ziel und diese ideale Aufgabe, den Kampf mit den großpolnischen Elementen zu führen, ist in erster Linie Aufgabe der deutschen Turner!

Am 4. August nun fand die Feier des 25-jährigen Bestehens des hiesigen Kriegervereins statt, an welcher 17 benachbarte eingeladene Vereine theilnahmen. Der Polizeisekretär, Herr Sarganek, hielt wiederum eine Rede über die Gefahren, welche dem deutschen Reiche Seitens der großpolnischen Agitatoren und Heßblätter drohen, daher müsse jeder polnische Soldat nach Ableistung seiner Militärpflicht den Kriegervereinen beitreten, um alle Kräfte den polnischen Elementen entgegenzustellen.

In dem Kampfe möge die militärische Parole erschallen: „Hurra!“

Hier muß hervorgehoben werden, daß bei dieser Feier wiederum zwei Fahnen eingeweiht wurden, und zwar die der Vereine aus Chropaczow und Birkenhain.

Es wäre in der That interessant, zu erfahren, in welcher Weise diese Fahnen eingeweiht werden. Hierüber möge uns wiederum das Turnerprogramm Aufklärung geben, in welchem Nachstehendes zu lesen war: „Die Weiherede oder der Akt der eigentlichen Einweihung wird durch den Vorsitzenden der Turnervereine, Herrn Angele, gehalten resp. vollzogen werden.“

Zum Schluß will ich nur noch die Worte des Herrn Pfarrers Bonczek hervorheben, welche lauteten: „Hütet euch vor dem Beitritt zu den Kriegervereinen!“

Aus Nr. 183 des Dziennik Śląski
vom 11. August 1901:

G r o ß - C h e l m .

Der Propst Maciol aus Studzienki hat die hiesige Propstei verlassen. Wer unser Propst werden wird, ist noch nicht bekannt, denn der Fiskus ist Patron. In unserer Kirche geht Verschiedenes vor. Der Pfarrverweser hat 60 Knaben eingeübt, welche herzerfreuend spielen. Dieser Tage schafften sich die Eisenbahnarbeiter eine Fahne an, aber Gott sei es geklagt, mit deutscher Aufschrift, trotzdem unsere Pfarochie polnisch ist und man die Deutschen an den Fingern aufzählen kann. Es sagte mir Jemand, daß der Pfarrverweser damit einverstanden gewesen sei, daß er sie sogar dieserhalb belobt habe und Andere sagen, daß er ihnen dies angerathen hätte.

Brüder und geliebte Parochianen, verfahren wir nicht derartig, denn als polnische Leute müßten wir wenigstens in Kirchenangelegenheiten unsere Muttersprache bewahren. Genug, daß wir dies unangenehme Deutsch im öffentlichen Leben, in den Schulen, auf den Gerichten und Aemtern uns anhören, so möchten wir doch wenigstens im kirchlichen Leben Ruhe davor haben. Gedenken wir der Worte des seligen Propstes Bonczek: „Vertheidige deine Sprache, vertheidige deinen Glauben. Wer die Schätze der Väter verachtet, betet vergeblich zu Gott.“

Aus dem Westen Deutschlands.

Eine Nation — Ein Gedanke!

Flugschrift,
herausgegeben vom Verlag der „Freunde
des polnischen Volkes.“
Berlin.

Druck und Verlag des Dziennik Berlinski
1901.

(Schluß.)

Für uns ist es klar, daß wir schon jetzt auftreten müssen als Gleiche und Brüder, und daß wir uns nicht versprechen dürfen, daß wir erst dann solche sein werden, wenn Magen und Tasche mit einander im Einklang sein werden.

Unsre geistigen Interessen sind heut oft die wichtigeren, darum empfinden wir heut schon, daß das Gewissen der polnischen Nation uns gebietet, als Programm uns selbst

„Gleichheit und Brüderlichkeit“
vorzuschreiben.

Wenn wir nun so großen Nachdruck legen auf die Sache des polnischen Volkes, wenn wir die Sache des polnischen Volkes an die erste Stelle setzen, so thun wir das deshalb, weil von der Sache des polnischen Volkes, von ihrer Entwicklung und Kraft die Zukunft ganz Polens abhängt.

Das in nationaler und sozialer Beziehung bewußt gemachte polnische Volk, das mit dem Rest der Nation vereinte polnische Volk, — das ist eine unbeugsame Macht, eine Macht, die Wunder vollbringt. Wenn wir vom Nemen, von der Weichsel und von der Warthe uns alle die Bruderhand gegeben haben, alle von den Karpaten bis zur Ostsee, alle in Stadt und Land, alle Groß und Klein, Reich und Arm, dann können wir dreist in die Zukunft sehen, wir werden

eine Nation

bleiben.

Wenn wir uns auf eine so angesammelte, in erster Linie moralische Kraft stützen, dann brauchen wir uns nach keiner fremden Hilfe umzusehen. Rathschlagen wir selbst über uns, denken wir selbst für uns, wachen wir selbst über uns, handeln wir selbst für uns.

Nicht allein, daß wir von Fremden nichts erhoffen können, schwächt dies Sichumsehen nach fremder Hilfe, das Erwarten irgendwelcher außergewöhnlicher Ereignisse, irgendwelcher Wunder unsre Energie, die Kraft unseres Willens, unsrer Entschlüsse, unsrer That, und es kann uns überdies dem Gelächter und dem Spott aussetzen. Darum darf ein wahrer Pole nicht auf einen Augenblick der eigenen Pflichten und der eigenen Arbeit vergessen, er darf nicht wie ein Faulpelz die Hände in den Schooß legen, er darf nicht mit tragem Blick die „Sonne der Erlösung“ suchen, die angeblich irgendwo in Berlin, Wien oder Petersburg aufgehen soll. Heut glaubt, Gott sei Dank, niemand von uns mehr an Berlin. Doch giebt es unter uns leider noch Leute von schwachem Herzen und kleinem Verstande, die den Blick von Wien nicht abwenden können, und was noch schlimmer ist, es giebt unter uns Leute, die gewissermaßen den Verstand vollständig verloren haben, denn sie glauben an Petersburg, an die guten Absichten des Tyrannen, des Zaren. Diese verirrtten Brüder dürfen wir, soweit sie sich von gutem Willen leiten lassen, nicht zurückstoßen.

Denjenigen, die Wien preisen, müssen wir darthun, daß Wien uns so lange freundlich gesinnt ist, als es uns braucht. Sobald es sich kräftig genug fühlt oder andere Bundesgenossen findet, belohnt es die Treue der Polen mit Undank. Der beste Beweis dafür sind die Zeiten der Bedrückung in Galizien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Achtung also! Fort mit der Sympathie für Oesterreich! Fort mit der Oesterreicherfreundschaft! Eine andre Antwort müssen wir denjenigen ertheilen, welche an die guten Absichten des Zaren glauben, denjenigen, welche die polnische Nation mehr oder weniger mit den Moskowitern verbrüdern möchten, also den sogenannten Russenfreunden.

Der Sitz der Russenfreunde ist das Großherzogthum Posen, West- und Ostpreußen, in gewissem Maße auch Schlesien und nicht minder Galizien. Die Russenfreunde urtheilen so: Die polnische Gesamtheit erfährt von Seiten der Preußen gräßliche Bedrückung. Zeigen wir dem Zaren und Rußland gegenüber Sympathie, dann werden die Preußen darob in Schrecken gerathen und uns besser behandeln. Wer weiß — so denken unsre Russenfreunde weiter — ob nicht vielleicht unsre Sympathiegebungen für den Zaren auch ihn bewegen, das System zu Gunsten unsrer Brüder aus dem Königreich zu ändern.“

Diese Behauptung der Russenfreunde enthält, wenngleich sie dem Anschein nach, bei oberflächlicher Betrachtung so richtig, so verständig ist, in sich kein Wörtchen Wahres. Und gerade deshalb, weil sie den Schein des Rechts für sich hat, ist sie so schrecklich gefährlich.

In Wirklichkeit bringt die Russenfreundschaft nicht nur keinen Nutzen, sondern sie zieht unerhörte Verluste nach sich. Welches sollen nämlich die Vortheile sein? Vor Allem soll die für Rußland bekundete Sympathie die preußische Regierung in Schrecken jagen, und sie zu Zugeständnissen zu Gunsten der polnischen Gesamtheit geneigt machen. Wie lächerlich ist das!

Die preußische Regierung, welche über die polnisch-russischen Beziehungen so glänzend unterrichtet ist, welche keinen wichtigen Schritt in der polnischen Sache thut, ohne sich mit der russischen Regierung vorher zu verständigen, sie soll sich durch Duzend-politiker irreleiten lassen?! Aber selbst angenommen, daß dies der Fall sei, welches wird das Ergebnis dessen sein? Die preußische Regierung wird in der Befürchtung, daß das polnische Element sich in einem kritischen Moment auf die Seite der Russen schlagen könnte, die rücksichtslosesten Mittel anwenden, um die polnische Gesamtheit zu erdrücken, ehe sich für diese die Gelegenheit bietet, zu den russischen Fahnen überzugehen. So sieht jener „Vortheil“ aus, wenn sich die preußische Regierung durch die russenfreundlichen Aeußerungen in Schrecken jagen läßt, was wir übrigens nicht glauben.

Und die Rehrseite der Medaille: der Zar und die russische Regierung.

Sie sollen, gerührt durch die Ausdrücke der Sympathie auf Seiten der polnischen Gesamtheit des preußischen Landesheils, gegenüber unsern Brüdern im Königreich ein milderer System anwenden? Nein, im Gegentheil!

Wenn die Warschauer heilsame Reformen verlangen, antwortet ihnen der Zar mit der Knute und mit dem Rufe: „Seht, die unter den Preußen haben es schlimmer und es muß gut sein, — jene sehnen sich ja doch nach euren Verhältnissen!“ Das ist wiederum der Vortheil, den wir von der Russenfreundschaft haben!

Aber nicht genug damit! Soll der Warschauer nicht mit Recht über seinen Landsmann von der Warthe her Klage führen, wenn dieser, von provinziellern Egoismus geleitet, jenen in den Abgrund stößt? Was würde der preußische Landesheil sagen, wenn das Königreich Polen Gleiches mit Gleichem vergälte und sich einer widerwärtigen Preußenfreundschaft hingäbe? Das Königreich wäre doch dazu berechtigt, denn in Warschau kommen ärgere Rechtswidrigkeiten vor, als in Posen. Fürwahr, fürchterliche Verhältnisse würden Platz greifen. Wir würden aufhören, eine Nation zu sein. Und kann schließlich ein Pole, der stolz darauf ist, als Pole geboren zu sein, ein Pole, der die Freiheit über Alles, mehr als das Leben liebt, vor dem Zaren knabuckeln, seine hochgehobene Stirn vor dem Tyrannen beugen? Nein, niemals! Wir verachten den Tyrannen! Wir verachten das Zarat! Leiten wir uns also selbst und andere nicht irre, sondern rufen wir aus voller Brust:

Fort mit der Russenfreundschaft!

Petersburg, Berlin und Wien möge vertreten werden durch Warschau, Posen und Krakau. Da mögen unsre Gedanken sich vereinen, dann werden wir uns nicht allein nach fremder Hilfe nicht umzusehen brauchen, sondern wir werden überhaupt uns um Fremde nicht kümmern. Denn weshalb sollten wir uns um sie kümmern? Wir Polen haben unsre Ideale und unser Ziel, und diesen Ziele werden wir ohne Aufhören zustreben, ohne Rücksicht darauf, ob das den Herren Preußen, Moskowitern und Oesterreichern gefällt oder nicht.

Wir Polen haben unser Programm, das unabhängig ist von mehr oder minder brutalen Systemen, die einzia unsre Vertheidigungs- und Kampfesmittel beeinflussen können, nicht aber unser Endziel.

Wir Polen glauben an die politische Auferstehung der polnischen Nation, und diesen Glauben wird uns Niemand aus dem Herzen reißen, selbst nicht mit Hilfe von Kanonen und Bajonetten.

Dieser Glaube an die Unabhängigkeit Polens bildet das Wesen unsrer Existenz: ohne ihn können wir nicht leben, ebenso, wie wir nicht ohne Luft und Licht leben können.

Dieser Glaube an ein freies und unabhängiges Polen: das ist unser Leitstern von der Wiege an.

Dieser Glaube an ein freies und unabhängiges Polen: das ist der Stolz unsres Stolzes.

Dieser Glaube an ein freies und unabhängiges Polen: das ist unser einmüthiger Gedanke!

Diesen Gedanken verhehlen wir vor dem Feinde nicht. Dieser kennt uns übrigens so gut, wie sein fadenscheiniges Gewissen. Und wozu sollen wir lügen?

Indem wir vor dem Feinde unser eigenes Ideal verleugnen, beleidigen wir unsre Würde, und, was noch schlimmer ist: wir setzen die politisch noch nicht gebildeten Elemente, die den Schein von der Wirklichkeit nicht unterscheiden können, einer großen Gefahr aus.

Stellen wir darum die polnische Frage klar und offen auf, denn eine Politik der Lüge leitet irre und demoralisirt. Verkünden wir dreist und offen überall daß nur

eine Nation und ein Gedanke existirt.

Aus Nr. 184 des Dziennik Poznański
vom 13. August 1901:

Die Polen in Deutschland.

In den letzten Jahren hat sich die Einwanderung von Polen nach Deutschland merklich gehoben, und zwar die Einwanderung des Arbeitsverdienstes halber, welche nicht nur aus den preussischen Landestheilen, sondern gleichfalls auch aus Galizien und dem Königreich stattfindet. Die Polen aus Galizien und dem Königreiche, denen die deutsche Regierung den Aufenthalt hieselbst nur auf eine bestimmte Zeit gestattet, kehren gewöhnlich zum Winter nach Hause zurück, während die Einwanderer aus den preussischen Landestheilen sich häufig auf längere Zeit oder auf immer mitten unter den Deutschen sich ansiedeln. Man schätzt die Zahl derjenigen Polen, welche ständig in Deutschland außerhalb des polnischen Bodens wohnen, auf wenigstens 300 000. In Berlin wohnen nahezu 70 000 Polen, in Westfalen, im Westen Deutschlands, ungefähr 150 000, im Rheinlande 50 000, außerdem befinden sich viele der Unseren in Sachsen, Hannover und verschiedenen kleinen deutschen Staaten. In Westfalen beträgt in einigen Kreisen der Prozentsatz der polnischen Bevölkerung bereits 20.

Aus Nr. 180 des Dziennik Berliński
vom 8. August 1901:

Der Sokolkongreß.

Der Kongreß der Sokols des Westbezirks, am Sonntag, welcher in Rixdorf stattfand, lieferte uns den Beweis, daß auch in der Fremde unsere Landsleute sich stark fühlen, verbunden durch unzerreißbare Bande mit der polnischen Nation, daß ihre Brust von denselben Empfindungen und Bestrebungen belebt wird, wie die der Landsleute in der Heimath.

Alle Herzen der zahlreich versammelten Landsleute hoben sich, als die Schaar von 200 gewandten jungen Leuten mit vor Begeisterung blizenden Augen auf den Plan trat, um ihren Landsleuten zu zeigen daß sie ihre Pflichten als Polen nicht vergessen haben, daß sie ihren Körper üben, und zwar nicht der bloßen Übung wegen, sondern weil sie von der alten Devise der Sokols tief durchdrungen sind, daß nur in einem gesunden Körper ein gesunder Geist wohnen kann.

Mit unermesslichem Interesse haben wir alle wirklich meisterhaft ausgeführten Übungen verfolgt, und der gebührende Beifall wurde in keiner Weise gespart. Bei diesen Übungen zeichneten sich besonders aus und erhielten Belohnungen die Genossen: Mrozowski, Kusterko und Szudrowicz von der ersten Abtheilung, Chrystmann, Perla und Wlaski in der zweiten und Woźniak und Przibyl in der dritten Abtheilung.

Die Übungen als ein Mittel zum Zweck haben einen Jeden befriedigt, unsere Sokols nähern sich dem Ziele selbst und einem gesunden Geiste immer mehr, und legen sich hierüber in klarer und gewissenhafter Weise Rechenschaft ab. Kameraden! Nur immer vorwärts auf diesem Wege, spannt alle eure Kräfte an, um einen wirklich gesunden Geist zu erwerben, übertraget diesen Geist auf eure anderen Landsleute, jenen wahrhaft polnischen Geist, welcher wie euer Schutvogel, der Falke, hoch in die Luft über das irdische Jammerthal emporzieht, auf den Flügeln unserer moralischen nationalen Wiedergeburt über den Klassen-

hader sich erheben wird und als ein warmer Geist, welcher unsere ganze Nation umfaßt, die Pfeile unserer Feinde verachtend, zu der Sonne aufsteigen wird, welche uns unsere Befreiung bringen soll!

Aus Nr. 32 der Praca

vom 11. August 1901:

Misburg bei Hannover.

Liebe Praca!

Der St. Adalbertverein feierte am 12. Mai d. Js. im Saale des Herrn Oppenborn sein Stiftungsfest. Es hatten sich dazu soviel Landsmänner und Landsmänninnen eingefunden, daß der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt war. Zunächst begrüßte der Vorsitzende, Herr Szudowski, die Gäste und gab das weitgehende Ziel der polnischen Vereine in der Fremde bekannt, welche gleichsam die Wegweiser dieses unseres Pilgerthums in dem fremden Lande sind. Er führte aus, daß durch die Vereine schon manch ein Pole vom Verderben errettet worden sei, nicht allein mit Bezug auf die Nationalität, sondern auch bezüglich des Glaubens.

Alsdann wurde das Lied „Witaj Królowa“ (Begrüßt sei Du, Königin) gesungen, wobei ein lebendes Bild vorgeführt und sodann ein Toast auf den heiligen Vater, Leo XIII., ausgebracht wurde. Hieran schloß sich die Aufführung eines Theaterstückes; dasselbe gelang sehr gut, und die Darsteller ernteten reichen Beifall. Auch Mitglieder des St. Adalbert-Vereins aus Braunschweig hatten uns besucht.

Das Vergnügen dauerte bis zum frühen Morgen, es verlief in größter Ruhe und Ordnung.

Ein Theilnehmer.

Aus Nr. 31 der Praca

vom 4. August 1901:

Aus Hildesheim.

Der hiesige polnische St. Bernhard-Verein feierte am 21. April im katholischen Vereinshause sein fünftes Stiftungsfest.

Um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr Abends begrüßte der Vorsitzende die Gäste und gab alsdann das Programm des Festes bekannt. Auch die Landsleute des polnischen Gesangsvereins „Galka“ aus Hannover hatten uns besucht und trugen vor Beginn des Theaters Gesänge vor.

Zur Aufführung kamen drei von J. Chociński verfaßte nationale Stücke. Nach der Theatervorstellung folgten Tänze. Das Vergnügen verlief glänzend; leider war die Betheiligung der Landsleute nur eine geringe. — Es ist kein Wunder, daß die Landsleute am Deutschthume kleben, wie die Bienen am Honig, sie können es augenscheinlich nicht begreifen, daß die Muttersprache ein Geschenk Gottes ist, welches geliebt und gepflegt werden muß, denn wer die polnische Sprache liebt, der bedient sich nicht allein derselben, sondern er bemüht sich auch, die Liebe zur Muttersprache seinen Kindern einzupflanzen.

Man kann sich nicht wundern, daß die Landsleute die nationalen Angelegenheiten so leicht vernachlässigen, denn das arme Volk weilt bereits seit dem Jahre 1873 in der Fremde und ist der polnischen Bücher gewissermaßen beraubt. Wir haben hier

auch Landsleute, welche bereits vollständig germanisiert sind, obgleich sie nicht gut deutsch können und polnisch nicht sprechen wollen; ihre Kinder sind nicht nur der Muttersprache, sondern auch des heiligen Glaubens beraubt.

Seit der letzten Vorstellung haben daher die Mitglieder unseres Vereins beschlossen, sich energischer darum zu bekümmern, unter diesem Volke gute Zeitungen zu verbreiten, in der Hoffnung, daß sich doch vielleicht einige dieser verirrtten Schäflein würden auflären lassen und daß es gelingen werde, den bösen Absichten vorzubeugen. S. W. p. L.

Aus Nr. 176 der Gazeta Toruńska

vom 3. August 1901:

Erläuterung betreffend den 2. Aufruf an die Landsleute im Rheinland.

Der Kurier Poznański schreibt in dieser Angelegenheit:

„Nach unsrer Ansicht konnte der Wiarus gegründet und geleitet werden, ohne daß sich die dortige bischöfliche Behörde irgendwie in diese rein und ausschließlich politische Sache einmischte. Das gegenwärtige Verhalten, das, wie übrigens zugegeben werden muß, aus dem priesterlichen Charakter des Gründers des Wiarus resultierte, führte mit Nothwendigkeit abgeschmackte Konflikte herbei, in deren Bereich politische und religiöse Handlungen in einer für jeden Katholiken unangenehmen Weise vermengt worden sind.“

Darauf könnte ich wie folgt antworten:

„Unsrer Ansicht nach konnte der Kurier Poznański gegründet und geleitet werden, ohne daß sich die dortige bischöfliche Behörde irgend wie in diese rein und ausschließlich politische Sache eingemischte u. s. w.“

Der verstorbene Pfarrer Dr. Kantekki war gleichfalls Redakteur des Kurier, und es hat in folgedessen Konflikte gegeben, doch niemand wird dieserhalb dem Pfarrer Dr. Kantekki Vorwürfe machen. Im Uebrigen benötige ich die Gelegenheit, um die Gründung und die Leitung des Wiarus Polski zu erklären.

In einer in Halle abgehaltenen Versammlung hatten die Sozialdemokraten beschlossen, für die Polen ein sozialistisches Blatt herauszugeben, das in Posen oder in Berlin oder in Westfalen gedruckt werden sollte. Den Bericht über diese Versammlung gab die Germania bekannt.

Einer der Bochumer Präpste, der diesen Bericht gelesen hatte, kam zu mir und sagte: „Wir können nicht zulassen, daß die Sozialisten uns unsre guten Polen verderben; darum gilt es, ihnen zuzukommen, und Sie, Herr Pfarrer, müssen eine polnische Zeitung gründen!“

Ich sträubte mich, denn es ist schwer, eine Zeitung zu gründen, ohne das Geld dazu zu besitzen. Aber der Propst drängte und gab mir zu verstehen, es ahe auch ohne Geld, da die polnische Zeitung in der Genossenschaftsdruckerei der Zentrumsleute, in der Märkischen Druckerei, hergestellt werden könne.

Es folaten Unterhandlungen. Alle Aktionäre waren für die Gründung der Zeitung, (nur der Redakteur Herr F. war dagegen) und man verschrieb polnische Lettern.

Doch da man von mir für jedes Tausend 93 Mark verlangte, brach ich die Unterhandlungen mit der „Märkischen Druckerei“ ab, da ich mich nicht in Schulden stürzen wollte, — die polnischen Lettern aber behielt ich. Sodann kaufte ich auf den Rath des Propstes eine Druckmaschine, und nach langen Umschweifen erschien der Wiarus Polski. Der Redakteur meldete das Unternehmen auf seinen Namen an. So war also der Wiarus Polski gegründet worden, ohne daß sich die dortige bischöfliche Behörde irgendwie hineingemengt hätte. Als der Redakteur mir den Wiarus Polski geradezu fortnehmen wollte, flog er an die Luft; als auch der zweite nicht zusagte, kam Herr Johann Brejski, dem ich den Wiarus Polski verkauft habe.

So ist also der Wiarus Polski gegründet und geleitet worden ohne irgendwelche Einmischung der dortigen bischöflichen Behörde.

Nur Herr Studt hat sich hineingemengt und er hat zunächst privatim durch den Propst aus Wattencheid von mir verlangt, ich solle den Wiarus Polski kassiren; als ich nicht gehorchte, wollte er mittelbar durch Paderborn sein Ziel erreichen.

Man kann also der Praca sagen: „Hören wir endlich einmal auf, uns ewig hinter die Faltten des geistlichen Gewandes zu verkriechen und zu verlangen, daß die Geistlichkeit uns gegen alle Anläufe der Deutschen vertheidige.“

Doch habe weder ich mich hinter ein geistliches Gewand verkrochen, noch hat der Wiarus Polski das gethan, und daß ich zufällig im geistlichen Gewande umhergehe und eine Zeitung gegründet habe, — das that ich, weil es mir freistand.

Weiter schreibt der Kurier: „Uns kann die Art und Weise nicht gefallen, wie sich der Bischof Simar ausgedrückt hat, soweit der Text seiner angeblichen Ausdrucksweise authentisch ist. Noch weniger aber gefällt uns die Form, in der sich Pfarrer Dr. Liß als katholischer Geistlicher über einen katholischen Bischof ausläßt, und daß er vor dem breiten Publikum so unsympathische Charakterzüge des Bischofs aufdeckt, die, von Seiten eines Geistlichen offenbart, bei Unaufgeklärten der Achtung vor dieser Behörde Abbruch thun können. In diesem Falle müssen wir denselben Schluß ziehen wie bei Besprechung des Artikels der Praca.“

Ob der Text der Ausdrucksweise authentisch ist, das kann man von der noch am Leben befindlichen gegnerischen Seite erfahren. Wenn meine Offenbarung so unsympathischer Charakterzüge der Werthschätzung der geistlichen Behörde selbst bei Unaufgeklärten Abbruch thun kann, weshalb giebt denn da der Kurier meinen Aufruf auf seiner dritten Seite wieder und weshalb tritt er damit die Sache breit? Die Offenbarung von Sachen und Angelegenheiten des Mönchs Martin Luther, des Bischofs Pohlenz in Königsberg, des Fürstbischofs Sedlnitzky in Breslau ist nicht nur für einen katholischen Geistlichen, sondern auch für jeden katholischen Laien etwas Schmerzlichendes, ebenso, wie das Ausschneiden von Geschwüren aus dem menschlichen Körper schmerzhaft ist. Und wenngleich die Aufdeckung solcher durch einen Geistlichen die Werthschätzung der geistlichen Behörde selbst bei Unaufgeklärten beeinträchtigen kann, so ist eine solche Aufdeckung dann und wann durchaus erforderlich und sogar nützlich. — So ist also auch die öffentliche Aufdeckung der westfälischen Angelegenheiten, die authentisch sind, eine schmerzliche Sache, doch durchaus nöthig zwecks Beseitigung ungesunder Verhältnisse. Möge der Kurier unbesorgt sein! Die geistliche Behörde wird darunter nicht leiden, wenn auch Personen sich

schämen werden. — Möge auch im Kurier das unmännliche Lamentiren über Bedrückung und Verfolgung aufhören! Nicht damals war der Erzbischof Ledochowski groß, als er im Biergespann mit großem Gefolge in der Diözese herumfuhr, sondern als er als Gefangener in Ostrowo saß. — Damals wurde er Kardinal. Nicht damals war der verstorbene Bischof Martwicz groß, als er mit dem König, späteren Kaiser Wilhelm I., auf dem Bahnhof in Pselplin sprach, sondern als er sich aus Pselplin zurückzog und das polnische Volk sein Gefährt bekränzte, sich davorspannte und mit dem Gesange des Liedes „Wer sich dem Schutze“ das Gefährt im Triumphe von dem Pselpliner Marktplatz vor das bischöfliche Palais geleitete, denn wie schön hat der Bischof Martin gesagt: „Ecclesia pressa — Ecclesia gloriosa — Ecclesia victrix“ (die Kirche bedrückt — ruhmreich — siegreich). Aber — so sagen schwache Charaktere, — durch solche Worte schädigt man die öffentliche Sache der Kirche, schädigt man sich selbst! Geschieht das? Nein! Es ist gesagt: „Widerstehet dem Teufel, und er wird euch verlassen!“ Mögen die Feinde der Kirche wissen, mit wem sie es zu thun haben. Mögen sie wissen, daß das Reich Gottes nicht auf Ruhe vor der Welt, auf bequemen Pfarrpfründen, auf reich dotirten Bischofsitzen und Ehrungen beruht, sondern auf Gerechtigkeit und Wahrheit. Jesus hat nicht geboten, bequeme Pfarrhäuser, prächtige Kirchen zu bauen, sondern er befahl vor Allem, alle Nationen zu taufen, sie zu lehren, alles zu halten, was er geboten habe. Die preussische Politik gegenüber der katholischen Kirche ist auf einem todten Punkte angelangt. Sie sieht, daß sie ohne die Hilfe der Kirche bloß mit Hilfe der Säule die Polen nicht germanisiren wird. Darum hat in Dobrzynca entweder der Versuch, ob es nicht auf dem Wege der Gewalt gelänge, oder allzugroßer Eifer vorzeitig die Vorsätze verrathen. Doch nur nicht feig werden und die Kirchenthüren vor den Nadelnhauben nicht verschließen, denn sie können mit der Kanone eingeschossen werden, sondern antworten mit dem Worte Gottes, mit dem zweischneidigen Schwert, das Eingeweide und Nieren durchdringt: „Ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herzen und Ohren, ihr widerstrebt allezeit dem heiligen Geist, wie eure Väter so auch ihr. Ihr habt das Gesetz empfangen durch den Engel und habts nicht gehalten. Und wenn sie diese Worte hören, wird es ihnen ins Herz schneiden und sie werden mit den Zähnen knirschen, und wenngleich sie den und jenen nicht steinigen werden, wie den heiligen Stephanus, so werden sie ihm bis aufs Blut zusetzen, sei es durch Boykott, oder durch Gefängniß oder durch Verbannung. Doch das ist nichts! Dulden für Christus sollte für Jeden süß sein! Und kurzum: Ecclesia pressa — Ecclesia gloriosa — Ecclesia victrix!“ Pfarrer Litz.

Aus Nr. 177 des Dziennik Berliński

vom 4. August 1901:

Der Erzbischof von Köln, Simar,

welchen uns Pfarrer Litz als einen verbissenen Hakatisten geschildert hat, der seine Hand dazu reicht, um unser polnisches Volk, welches im Westen Deutschlands in Arbeit steht, zu germanisiren und darauf lauert, diesem die theuersten Schätze zu entreißen, erntet nun Beifall und Lob Seitens derjenigen Blätter, welche

im Kampfe mit der katholischen Kirche, den sie bis heutzutage noch führen, eine gewisse Berühmtheit erlangt haben.

Es wird gewiß nicht mehr lange dauern, bis die Regierung die Verdienste dieses Bischofs erkennen, seine Brust mit großartigen Orden schmücken und zum Beweise seiner Verdienste um die Förderung des Deutschthums ihm vielleicht sogar, wie seinem Bruder gleichen Geistes, dem Breslauer Bischof Kopp, die Kardinalswürde verschaffen wird.

In einer feinen Gesellschaft findet man diesen katholischen Bischof, in Gesellschaft der kölnischen Ztg., Posener Ztg., Schlesischen Ztg. u. s. w., welche ihm Loblieder singen und vor Freude darüber außer sich sind, daß die Deutschen endlich einmal einen Bischof besitzen. „Endlich ein deutscher katholischer Erzbischof.“ Unter dieser Spitzmarke veröffentlicht die kölnische Ztg. einen Artikel, in welchem der Aufruf des Pfarrers Litz besprochen wird, den sie mit Schmutz bewirft und ihn als einen Geistlichen hinstellt, welcher nicht wisse, was Gehorsam gegen seinen Bischof bedeute. Es passiren interessante Sachen. Die früheren Feinde der Kirche treten nun zum Schutze der Geistlichen und der deutschen Bischöfe auf, welche sie während des Kulturkampfes noch bis vor kurzer Zeit in so gehässiger Weise bekämpft haben.

„Something is rotten in the state of Denmark“ muß man mit Shakespeare sagen. Das, was wir schon lange immer gesagt haben, findet also seine Bestätigung: Die deutschen Bischöfe sind mehr Deutsche oder vielleicht auch Ultramontane, als wahre Katholiken. Sie vergessen der Worte Christi: „Gehet hin und lehret alle Völker,“ sie tragen dazu bei, daß die drangsalirten Völker entnationalisirt werden, deren Widerstand man Aufruhr nennt; für unseren heiligen Kampf um die Rechte der polnischen Nation erfindet man Gott weiß was für Bezeichnungen. Man wendete uns gegenüber Worte an, vor welchen sogar die hakatistischen und kirchenfeindlichen Zeitungen zurückschrecken. Die kölnische Ztg. schreibt nämlich: „Erzbischof Simar bezeichnete die Polen als ein verkommenes Volk. Wir haben uns zum Gebrauch eines so scharfen Ausdrucks nicht hinreißen lassen.“

Freue dich, Hakatismus, schließe in deine Arme die katholischen, die deutschen Bischöfe, alle Zentrums männer und Katholiken, welche dem Erzbischof Simar gleichen, wir polnischen Katholiken aber, die wir blind daran glauben, daß die Gerechtigkeit Gottes die Welt und das Geschick der Nationen regiert, werden das thun, was uns die kölnische Ztg. in den Mund legt, wir werden ihrem Rathschlage folgen und rufen:

Deutschkatholiken, Ihr müßt unsere polnischen Forderungen erfüllen, sonst nießen wir auf Euer Zentrum, auf Eure Bischöfe. Wenn Ihr unser nationalpolnisches Joch nicht durchschneidet, halten wir Euch ebenso für unsere Feinde wie die anderen deutschen Parteien.

Ja! Wir wollen ganz so verfahren, indem wir in unserem Gewissen vollständig mit den Grundsätzen des katholischen Glaubens übereinstimmen, welchen die Bischöfe und Zentrums männer durch hakatistische Farben besudelt haben.

Aus Nr. 94 des Wiarus Polski
vom 6. August 1901:

Die Polen in der Fremde.

Die polnische Volksversammlung in Bochum, einberufen auf vorigen Sonntag, auf Betreiben des Verbandes der Polen, erfreute sich recht zahlreicher Betheiligung der Landsleute. Nach erfolgter Rechnungslegung über die Thätigkeit des Verbandes und gleichzeitiger Vervollständigung des Vorstandes, sprachen einige Redner über die Lage der Polen in der Fremde nach Maßgabe des bekannt gegebenen Programms, und wurde danach die nachfolgende Resolution vorgelesen und einstimmig angenommen:

Resolution:

Die polnischen Katholiken, versammelt auf dem Volkstage in Bochum, am 4. August 1901, beschließen was folgt:

I. Als echte Söhne des polnischen Volkes werden wir immer treu zu der heiligen römisch-katholischen Kirche, zu ihrer Lehre und zu dem Nachfolger Christi auf Erden, dem römischen Papste, stehen.

Wie das polnische Volk niemals Rom abtrünnig geworden ist, wie unsere Väter ihr Blut für den heiligen Glauben vergossen haben, wie unsere Bischöfe und Kapläne wegen ihrer Glaubensfestigkeit grausame Verfolgungen erduldet haben, wollen auch wir uns durch nichts, weder durch Drohungen, noch durch gleißnerische Versprechungen, weder durch die Kapitalisten, noch durch die Sozialdemokraten von dem Glauben unserer Väter und dem Zusammenhang mit der römisch-katholischen Kirche abbringen lassen.

Damit wir den Anfechtungen unserer Versucher widerstehen und unsere Kinder für Glauben und Kirche erziehen können, begehren wir Pfarrer und werden immer solche begehren, welche nicht nur die fertige Kenntniß der polnischen Sprache besitzen, sondern auch fähig sind, unsere nationalen Bedürfnisse zu verstehen und gebührend zu berücksichtigen.

II. Als Polen erschaffen und durch die Vererbung dazu berufen, die Geschicke des polnischen Volkes zu theilen, fühlen wir uns verpflichtet, alles daran zu setzen, uns und unserer Nachkommenschaft die polnische Nationalität zu erhalten. Deshalb werden wir alles vermeiden, was unsere Nationalität schädigt, und so vor Allem die Mischehen. Ein Pole soll sich nur mit einer Polin verheirathen, und eine echte Polin soll nur einem Stammesbruder Herz und Hand reichen.

Es ist eine heilige Verpflichtung der Eltern, ihre Kinder polnisch sprechen zu lehren, ehe dieselben andere, im Verkehr mit den Menschen nützliche Sprachen erlernen.

Wir verurtheilen es als eine große Nachlässigkeit, wenn polnische Eltern bei den Erleichterungen, die wir haben, ihre Kinder nicht polnisch sprechen, lesen und schreiben lehren. Der ist kein Katholik, der in seinen Kindern den Glauben verloren gehen macht, aber auch der ist des Namens eines Polen nicht würdig, der seine Kinder nicht als echte Polen erzieht.

III. Eine große Bedeutung im Volksleben hat der Wohlstand, welcher jeder bürgerlichen Thätigkeit die materielle Grundlage bietet und dabei die Unabhängigkeit der Familien, sowie Einzelner sicherstellt. Deshalb achten wir die Förderung der Nüchternheit und Sparsamkeit als eine der ersten Verpflichtungen eines echten polnischen Patrioten.

IV. Keine geringere Bedeutung als der Wohlstand hat eine gesunde, auf katholische Grundsätze gestützte Volksbildung.

Wir erachten deshalb als Pflicht eines jeden Polen, sich eifrig und beständig die Verbreitung polnisch-katholischer Schriften angelegen sein zu lassen, insonderheit der für die Auswanderer bestimmten.

Unsere Vereine sollen für Veranstaltung lehrreicher Vorträge Sorge tragen und die Bibliothek genügend mit guten Büchern versehen.

Wer dazu in der Lage ist, der kaufe polnische Schriften und Bücher, namentlich solche, welche von der Vergangenheit der polnischen Nation und ihrer klassischen Schriftstellerei handeln und vertheile sie unter seine Landsleute.

V. In die Fremde gingen wir nur unter dem Drucke der schlechten heimischen Arbeitsverhältnisse, aber unser Bestreben ist und bleibt, hier soviel zurücklegen zu können, daß es uns zur Heimreise und zur Gründung einer Existenz für uns und unsere Kinder daselbst reicht.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß uns die Arbeiterbewegung und Alles, was die Lage des arbeitenden Volkes und somit auch die Unserige verbessern könnte, nicht gleichgültig ist.

Als ein erfolgreiches Mittel für diese Zwecke ist die Organisation anzusehen, und deshalb rechnen wir die Einrichtung einer beruflichen Organisation für die polnischen Arbeiter als eine der wichtigsten Aufgaben des „Polenverbandes“.

VI. Die Erfahrung lehrt, daß man beständig und systematisch nur öffentlich, in den Grenzen, arbeiten kann, welche durch die Konstitution und die Landesgesetze vorgezeichnet sind. Deshalb werden wir uns wie bisher, so auch in Zukunft, an unsere in den Posener Volksversammlungen aufgestellten Grundsätze halten:

„Durch Offenheit und Einigkeit stark!“ Es lebe die arbeitende polnische Bevölkerung in der Fremde und auf polnischer Erde!

Es lebe die nationale Volksache!

Zum Schluß bemerken wir, daß in der Volksversammlung mehrere Hundert polnischer Fabeln, Broschüren gegen die Trunksucht und Flugblätter vertheilt wurden.

Aus Nr. 95 des Wiarus Polski
vom 8. August 1901:

Die deutschen Geistlichen gegen den polnischen Kirchengesang.

Vor Kurzem starb in Neckendorf eine Polin, eine Schwester der Rosenkranz-Brüderschaft in Wattencheid. Die Landsmänninnen aus Wattencheid versammelten sich zum Begräbniß, und nach Beendigung der üblichen Begräbnißzeremonien wollte man auf dem Kirchhofe — wie das überall seit vielen Jahren ohne Störung geschieht — ein polnisches Begräbnißlied anstimmen, doch die kirchliche Behörde in Neckendorf gestattete den polnischen Gesang nicht. Was soll das bedeuten? Man kann es sich leicht vorstellen, wie schmerzlich hierdurch nicht nur alle Begräbnißtheilnehmer, sondern im Allgemeinen alle Polen in Neckendorf, Wattencheid und Umgegend berührt wurden.

In den letzten Tagen passirten in Neckendorf noch andere überaus widerliche Dinge, welche wirklich das Vertrauen des polnischen Volkes in der Fremde der deutschen Geistlichkeit gegenüber nicht gerade stärkt. Hierüber wollen wir noch sprechen.

Sozialdemokratisches.

Aus Nr. 210 des Krakauer Naprzód

vom 3. August 1901:

Wo sollen die Posener Polen Bundesgenossen suchen?

Krakau, den 2. August.

Die berühmte Rede des Abgeordneten, Pfarrers Jazdzewski, einer der Stützen der polnischen Fraktion, welcher sich in verächtlicher Weise über die polnische Bewegung in Schlesien aussprach, indem er dieselbe der Kauflust einiger Redakteure zuschrieb und feierlichst versicherte, daß die Polen niemals nach den schlesischen Mandaten trachteten, sondern diese immer den Zentrumsmännern abtreten würden, haben durch ihre Widersinnigkeit die breiten Massen der polnischen Gesamtheit in Erregung versetzt. Einen rechten Varendienst erwies jener Prälat durch seine Reden den deutschen Klerikalen. In der gesamten volksparteiischen Presse in Schlesien und im Posenschen hat es förmlich zu fieden begonnen. Man hat laut darüber zu erörtern angefangen, weshalb denn in das uralte Nest in Schlesien die deutschen Klerikalen ihre Kuckuckseier legen sollen? Mit welchem Rechte wagen denn da Jazdzewski und Konforten, indem sie mit prahlerischer Nonchalance das Polenthum in diesem Landestheile mißachten, weil dasselbe sich unter dem Bauernkittel und unter der Arbeiterbluse verbirgt, die schlesischen Mandate für immer zu verschachern? Man begann das Verhältniß der Polen zum Zentrum genauer zu erforschen, es zu revidiren, und im Lichte der Kritik zeigte es sich, daß die Polen von diesem Verhältniß keinerlei Vortheil ziehen. Der schlesische Klerus wird unter der Herrschaft eines solchen Feindes der Polen, wie Kardinal Kopp es ist, immer mehr vom Kataklysmus durchdrungen. Der Ausgleich der Verschiedenheiten zwischen dem Polenthum und dem Katholizismus unter solchen Umständen, wenn die Kirche sich in den Händen von Feinden befindet, ist ein schädlicher Faktor. Mit einem Wort, das Dogma des ewigen Judienstehens den Zentrumsmännern gegenüber hat sich aufgelöst. Das Polenthum hat sich von dem deutschen Klerikalismus gesondert.

Das war, um es mit einer biblischen Redewendung zu bezeichnen, der erste Tag. Ihm folgte der zweite, in der Geschichte der Entwicklung der polnischen Politik im preußischen Antheile wichtige Tag, der Tag der Wahlen in Duisburg, wo die Polen auch formell den Zentrumsmännern ihre Dienste gekündigt haben. Offenbar werden sich die Polen, nachdem sie diesen Weg einmal beschritten haben, endlich einmal von der Fürsorge des Zentrums freimachen, welches heut, weil es sich an die Regierung anlehnt und die Polen am erfolgreichsten, nämlich durch die Kirche entnationalisirt, ein Anachronismus ist.

Und dennoch wollen sich die Posener „großen Politiker“ nicht so leicht mit der Lösung dieses Bündnisses einverstanden erklären, weil sie sich vor einem Bündniß mit der äußersten Linken, mit den Sozial-

demokraten fürchten, was sich aber doch als logische Nothwendigkeit herausstellt. Den von der deutschen Regierung im preußischen Antheile erbarmungslos getretenen Polen darf es nicht genügen, mit der Veröhnungspolitik à la Koscielski gebrochen zu haben, sie müssen vielmehr zur rücksichtslosen Opposition übergehen, um auf diesem Boden mit den Sozialdemokraten Fühlung zu gewinnen, umsomehr, als die deutschen Sozialdemokraten trotz des sehr feindlichen Verhältnisses der Politiker und der polnischen Presse der Sozialdemokratie gegenüber stets im Reichstage für das bedrückte Polen thum eingetreten sind, um nur an die Reden der letzten Session von Bebel, Singer, Kunert und Ledebour zu erinnern. Diese gelegentlich der Polendebatte gehaltenen Reden haben in Folge ihres entschiedenen und männlichen Tons sogar von den Reden der Abgeordneten von der polnischen Fraktion vortheilhaft abgestochen.

Das ist aber nicht unsere einzige Beobachtung! Ähnlichen Ansichten sind wir z. B. in den Spalten des Kurier Lwowzski begegnet.

Denselben Gedanken verkündete sogar in seinem Bourgeoisie-Blatte, wie es der Kurier Warszawski ist, Herr Napyski, welcher, sofern er nicht schwächerischen Unsinn wie Naprys schreibt, oder nicht Feuilletons aus der Neuen freien Presse herausangelt und von den Posener Verhältnissen spricht, in verständiger Weise seine Stimme erschallen läßt. Denn es bleibt zu bemerken, daß die polnische Bevölkerung im preußischen Antheile vor Allem danach trachten muß, die bürgerlichen Freiheiten im Allgemeinen auszubreiten, und in diesem Punkte kann sie nur bei den Sozialdemokraten Unterstützung finden.

Das erste beste Beispiel beweist das: am meisten machen sich den Polen verschiedene Ministerialerlasse fühlbar — ein Schild gegen diese kann vor Allem nur die gesetzliche Beschränkung des Eigenwillens der Minister bilden. Die Polizei chikanirt die Polen und löst die polnischen Versammlungen auf — das kann man nur durch das Bestreben beseitigen, die öffentlichen Versammlungen von der polizeilichen Ueberwachung zu befreien, wie dies bereits in Frankreich, England u. s. w. der Fall ist.

Noch viel Wasser wird aber dahinfließen, bevor unsere vom Klerikalismus durchdrungene Gesamtheit im Posenschen, welche zudem zu Führern nur die letzten Trümmer des Adels besitzt, einsehen wird, daß man, um die eisernen Fesseln zu sprengen, denjenigen die Hand reichen muß, welche dieselben mit Ausdauer zu durchreißen trachten.

Aus Nr. 32 der Gazeta Robotnicza

vom 10. August 1901:

Eine russisch-polnische Einigung.

Unter diesem Titel bringt das obereschlesische Tageblatt einen Leitartikel, in welchem es seine Leser davon überzeugen will, daß „die Konstitution in Rußland die sofortige Einigung zwischen Polen und Russen nach sich ziehen werde.“ Eine Konstitution in Rußland!? Lächerliches und nichtsagendes Wort, soweit es von der nächsten Zukunft spricht! Wer den Druck und die Beschränkung auf dieser „heiligen“ Erde kennt, wer, wenn auch nur einmal, den Kopf eines Rosafarbenen über sich gefühlt, und

wem das Pfeifen der Rute in den Ohren getönt hat, der weiß, was man von einem Vergleich mit Rußland und einer Konstitution denken soll, welche die Polen erhalten sollen. Wenn man unsere armen Brüder, die russischen Arbeiter, fragen würde, wann sie eine Konstitution erwarten, wüßten dieselben darauf nicht zu antworten. Aber „ein russischer Publizist“, welcher die deutschen Blätter informiert, wittert eine Aenderung der öffentlichen Meinung, sogar in humoristischen Schriften.

Der Kurier Swionteczny (eine Warschauer Zeitschrift) brachte die Karrikatur eines preußischen Soldaten in der Pickelhaube, welcher, in panischen Schrecken versetzt, nach dem bewölkten Himmel emporblickt. Aus der dicksten Wolke ragt eine Riesenfaußt hervor mit der Aufschrift: Die Slaven. Die Unterschrift lautet: Wir Deutschen fürchten Niemanden, als Gott.

Der Kurier Swionteczny weiß nicht einmal, daß die Deutschen im Ernste mit panslawistischen Ausschreitungen dieser Art rechnen. Es braucht die Deutschen nicht zu verwundern, daß der Zensor, welcher nicht einmal ein Wort über den Czaren oder über Mängel im Staatswesen durchläßt, es erlaubt, auf andere Regierungen zu schimpfen (es ist doch bei uns ebenso!) und insbesondere auf die deutsche und österreichische Regierung. Ist es doch ein beliebtes Thema für die russischen Reptilienblätter, davon zu berichten, wie die westeuropäische Konstitution dem polnischen Volke in anderen Staaten schadet.

Es wäre endlich Zeit, daß die deutschen Politiker anfangen, sich mehr mit der Politik der zum Bewußtsein gekommenen Arbeiterreihen zu beschäftigen. Dann könnten sie die Worte des Warschauer Blattes (Robotnik) zitieren und nicht die Aeußerungen humoristischer Wische, und daraus würden sie ersehen, daß nicht der Panslawismus, sondern der Ruf „Fort mit dem Czarenthum“ unsere Lösung ist.

Aus Nr. 32 der Gazeta Robotnicza

vom 10. August 1901:

Berlin.

Die Generalversammlung der polnischen Sozialdemokraten in Berlin fand am Sonnabend, den 27. Juli d. J., statt. In der Versammlung waren 50 Mitglieder anwesend. Wir verzeichnen aus den Mittheilungen über das verflossene Halbjahr folgende Ziffern: Sitzungen des Vereins fanden 27 statt, sowie 3 Vorstandssitzungen. In allen Versammlungen wurden Vorträge oder Vorlesungen gehalten. Genosse Haase: „Ueber politische Strömungen in der polnischen Gesellschaft“. Genosse Rybicki: „Ueber die politischen Gesetze in Warschau“, „Filareton und die Gesellschaft“. Genosse Verfus: „Aus der Natur und Wahrheit“, „Ueber die Jesuiten“, „Ueber die Demokratie“, „Ueber die Zustände in Galizien“, „Gaben wir ein gleiches Recht in Deutschland“, „Der Bruch in den Reihen des Sozialismus“, „Ueber die Maidemonstrationen“, Verlesung des Aufrufs zu den Wahlen im Rheinland. Genosse Morawski: „Aus den Reisen im Bosenschen“, „Ueber die Weltpolitik“, „Ueber den Verlauf der Maifeier“. Genosse Mackiewicz: „Vom Gelde“. Genosse Gulinski: „Ueber die Kommunisten“. Genosse Sosna: „Ueber die Reisen nach Oberschlesien“. Genosse Szmania: „Ueber die Lage in Galizien“. Genosse Niemer: „Mittheilungen aus

der Parteiversammlung“. Genosse Ligon: „Ueber die Volks- und Gesellschaftsbewegung in Oberschlesien“. Genosse Raczmarek: „Vom Materialismus“. Genosse Minicki: „Krieg und Patrioten“. Der Rest der Themen handelte von der gegenwärtigen politischen Lage und von Parteiangelegenheiten. Die Theilnahme der Mitglieder und Gäste war auf allen Versammlungen genügend zahlreich, die Diskussion immer belebt. An neuen Mitgliedern wurden 26 aufgenommen.

Der Bericht des Kassirers, Genossen Lewandowski, ergab Folgendes:

Im I. Halbjahr war eine Einnahme von 208,99 Mark und eine Ausgabe von 198,30 Mark zu verzeichnen, mithin verblieb ein Kassenbestand von 10,69 Mark. Die hauptsächlichsten Ausgaben bestanden in: Bekanntmachungen in der Gaz. Rob. 32,50 Mark, Abonnement der Gaz. Rob. 18 Mark; für Agitation 50 Mark; für die Reise der Delegirten zum Parteitage 50 Mark; für die Bibliothek 15 Mark.

Nach dem Bericht des Bibliothekars, Genossen Rybicki, sind in der Bibliothek 138 Werke in 207 Bänden vorhanden. Bücher wurden von 35 Genossen gelefen. Für das Einbehalten geborgter Bücher bezahlten 27 Genossen 8,90 Mark Strafe.

In den Vorstand wurden für das laufende Halbjahr nachfolgende Genossen gewählt: St. Thiel, Vorsitzender; J. Mulkowski, Stellvertreter; A. Denbinski, Schriftführer; St. Morawski, Stellvertreter; Fr. Lewandowski, Kassirer; W. Kpaczewski, Stellvertreter (beide durch Affkamation gewählt). Ebenso wurden durch Affkamation gewählt: Bibliothekar Rybicki, Stellvertreter Olejnicki. Zu Kassenrevisoren wurden ernannt: Verfus, Abramowicz und Profsza. Beisitzer sind Sikorski und Woner.

In das Vergnügungskomitee traten die Genossen: Lewandowski, Kpaczewski, Suppert, Viniżkiewicz und Raczmarek ein.

Aus Nr. 32 der Gazeta Robotnicza

vom 10. August 1901:

Im Berliner Militärwochenblatt in Nr. 57 findet sich nachstehende Bekanntmachung:

Chinesische Kunstwerke, Porzellanwaaren, Steine, Bronzen u. s. w. kauft und verkauft

Glensk, Berlin N. W.,

Unter den Linden 47.

Wir sind sehr neugierig darauf, wie jetzt die konservativen Blätter diese militärische Bekanntmachung erklären werden. Bisher empörten sie sich immer darüber, wenn die Sozialisten sich zu behaupten erdreisteten, daß das Militär viel chinesische Sachen mitbringe.

Aus Nr. 32 der Gazeta Robotnicza

vom 10. August 1901:

B a b r z e.

Auf unserem Georgs-Schachte fluchen die Leute und schreien um Rache gen Himmel, weil ihnen die Arbeit so schwer von Statton geht.

Man höre, wie der Aufseher bei Vertheilung der Arbeit dort unten mit den Leuten spricht. — Ich gehe nicht dorthin, denn dort ist es schwer und ich bin nicht sehr gesund — sagt ein Arbeiter. Der

Aufseher beauftragt den Zweiten und Dritten, aber Jeder hat irgend eine Ausrede. Unser Aufseher ist ein eifriger Katholik, denn er ist im dritten Rosenkranzorden und in anderen heiligen Bruderschaften. Deshalb flucht und schreit er auch nicht, er rächt sich nur still. Wenn ihr schwach seid, sagt er, da geht nach Hause; für Faulpelze habe ich keine Arbeit. Es kommt der Steiger, der sich ebenso äußert: „Geht ins Lazareth, wir haben keine andere Arbeit für euch.“ Einer der Arbeiter sagt: „Da geben Sie uns den Entlassungsschein, damit wir aus der Grube fahren können.“

Die Ausfahrt findet früh von 5—6 Uhr statt, ruft der Steiger und entfernt sich. Und Du, armer Kerl, sitze die ganze Schicht ohne Arbeit, umsonst, in dem stinkigen unterirdischen Loche, und Du kannst sogar nicht herauskommen.

Geliebte Brüder, schwer, sehr schwer geht es uns. Die Herren haben sich zusammengeschlossen, und wir jagen einen den andern und treiben die Arbeit so in die Höhe, daß selbst ein kräftiger und gesunder Mensch alle Schichten nicht durcharbeiten kann. Der Schwächere muß dann verhungern. Selbst unter Pharao waren die Gefangenen nicht so bedrückt, wie wir jetzt, denn sie hatten wenigstens genug zu essen, wenn sie auch schwer arbeiten mußten. Und uns läßt man in die Tiefe hinab, verschließt uns wie Arrestanten, beschäftigt uns mit reiner Pferdearbeit, und als Lebensmittel haben wir dabei ein Stück trockenes Brot.

In den Lazarethen schaudert es einem beim Anblick der Schwindsüchtigen, Zerschlagenen und Verstümmelten.

Zur Agitation, Genossen! Bringt euch eure Lage zum Verständniß. Heute sind wir zu wenig, deshalb müssen wir ebenso leiden als die unaufgeklärten Kollegen.

Aus Nr. 32 der Gazeta Robotnicza
vom 10. August 1901:

R a d z i o n k ó w.

Im Laufe des ganzen Jahres sammelte man von uns Geld zu einem Vergnügen, man zog sogar monatliche Beiträge bei der Auszahlung ab; gleichgültig ob Jemand damit einverstanden war oder nicht. Wo ist das Vergnügen, wo ist das Geld!

Möge uns der Grubenvorstand sagen, wo die Bergmannsgroschen geblieben sind. Wir können auch noch an anderer Stelle anfragen. Wir rathen dem Vorstande, denn so wird es am Besten sein, daß er uns das Geld zurückgibt, denn Wurst und Bier verstehen wir auch allein zu kaufen und wiederum ist es auch besser, uns die sauer ersparten Groschen für derartige Vergnügungen nicht abzuziehen.

Aus den Blättern des Auslandes.

Aus Nr. 169 des Ozas
d. d. B r a f a u,
Freitag, den 26. Juli 1901.

Die russischen Phantasten und westlichen Slaven.

Unter obigem Titel bringt Prof. W. Morfownikow im Feuilleton der Rossija einige Bemerkungen aus Anlaß des Auftretens des Generals Rittich im tschechischen Prag.

Wir werden uns erlauben — schreibt der russische Gelehrte — an Herrn Rittich die Frage zu stellen, wer ihn autorisirt hat, in solchem Tone im Namen aller Russen zu sprechen? War er denn wirklich überzeugt, daß die Mehrzahl der gebildeten und denkenden Russen sich über seine Ansprache nicht lustig machen wird, namentlich aber diejenigen, denen die kulturelle, ökonomische und politische Lage der Slaven des Westens bekannt ist? Wir glauben nicht, daß er es wagen könnte, diese Behauptung aufzustellen.

Die Propagatoren des Slaventhums, in der Art des Herrn Rittich, bewegen sich immer noch im Ideenkreise der Slavophilen des sechsten Jahrzehnts, denen das Slaventhum ohne Rußland, ja sogar ohne das russische Religionsbekenntniß ein Ding der Unmöglichkeit ist. Bisher glauben sie noch nicht, oder sie wollen auch an die kolossalen Evolutionen des Nationalgefühls und des eigenen Kraftbewußtseins nicht glauben, welche in den letzten verflossenen 35 Jahren sich innerhalb der slavischen Völker des österreichischen Kaiserreichs so sehr markirt haben, d. i. seit der Zeit als Preußen, oder vielmehr Bismarck Oesterreich aus dem deutschen Bunde ausgeschieden und es nach Südost den Slaven zugeheilt hat.

Wir, d. h. das amtliche Rußland, hat selbst Hand dazu angelegt, und zwar durch die Unterstützung Preußens im Jahre 1886, mehr noch durch das Abtreten Bosniens und der Herzogowina im Jahre 1876 an Oesterreich.

Jetzt zehren wir an den Früchten der Kurzsichtigkeit unserer Diplomatie. Was den kulturellen Vergleich zwischen uns und den Tschechen anbelangt, so kann man sich hierüber auf der Fahrt nach Prag schon aus dem Fenster des Kurierzuges sehr leicht orientiren. Ich will hier nicht von den, den hohen politischen Sphären angehörenden — nein, selbst die kleineren Slaven vertheidiger ihre Nationalität stets mit Erfolg — Slaven reden.

Indem Prof. Morfownikow bewiesen hat, daß die Lage der westlichen Slaven in Oesterreich gar nicht so schlecht ist, schreibt er weiter:

„Der Kampf, welchen die westlichen Slaven mit den Deutschen führen, findet auf legalem und konstitutionellem Boden statt. Der greise Kaiser ist ohne Zweifel die personifizierte Legalität, indem er sich im Rahmen der Konstitution darum bemüht, die Interessen der verschiedenen Völker Oesterreichs nach Möglichkeit zu vereinigen. Wenn die Ruthenen in Galizien und die Serben in Ungarn eine genügende Festlegung der ihnen zustehenden Rechte noch nicht erlangt haben, so trägt daran nur ihr noch immer nicht vorgeschrittener Kulturzustand die Schuld.“

Ferner behauptet Prof. Morfownikow, daß die politische Unreife der Slaven das Resultat des verpateten Nationalgefühls ist.

„Was für Hilfe können wir wohl nach dieser Richtung hin als Opfer bringen? Selbst auch der General Rittich würde, wenn man ihn ersuchen sollte, statt der lauten Phrasen, konkrete Thata zu ergreifen, Nichts ausrichten können. Das wahre, legale Würdegefühl ist bei uns erst im Entstehen begriffen, obwohl wir unsere Nationalität erkämpfen mußten. Wir kommen auch nicht dazu, unsere Meinungen auszutauschen, und zwar aus dem Grunde, weil doch die fortwährende Grenzerweiterung nicht die alleinige Aufgabe eines Staates, der schon seit Jahren ein so ausgedehntes Terrain besitzt, daß die Bevölkerung es nicht in gehöriger Weise auszubenten im Stande ist, sein kann. Mit solchen kulturellen Errungenschaften werden wir nichts erzielen, denn

gegenwärtig kann doch nur derjenige Staat den Kampf mit Siegeshoffnungen aufnehmen, der entsprechendes Wissen und Entwicklung aufzuweisen vermag. Was wollen Sie nun, Herr Rittich, in Anbetracht solcher Bedingungen den Tschechen bieten? Vielleicht Stellungen als Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache, oder aber Konzessionen zur Ausbeutung unfer Mineralien? Dies würde ja so aussehen, als ob wir selbst in ihrer kulturellen Kraft eine Stütze suchen würden.

Was können wir ihnen daher nur bieten?"

Indem Professor Morfownikow schließlich einen Passus aus einem Artikel der *Glas* od *Blanica*-Zeitung anführt, in dem der tschechische Führer Engel den Gedanken entwickelt, daß die Tschechen auf keine fremde Hilfe rechnen, und daß sie sich selbst Rath schaffen werden, schließt er seine Ausführungen mit folgenden Worten:

„Das sind die Anschauungen der Hauptanführer des westlichen Slaventhums zur Erreichung der von demselben gesteckten Ziele. Es ist thatsächlich schwer, delikater und politischer nicht nur auf deutsche Gelüste, aber auch auf die unpraktischen Träumereien unserer Slavophilen zu antworten, welche die veralteten Ideen über die politische Führerschaft Rußlands im ganzen Slaventhum nicht los werden können und sich immer noch nach den Balkan-Slaven umsehen.

Mit den letzteren werden wir noch viel zu thun haben, und zwar um Oesterreich in dieser Frage nicht den Vorrang zu geben. Natürlich können sich ja die Verhältnisse ändern, und nach dem Tode Franz Josefs können ja in Burg die alten deutschen Strömungen die Oberhand bekommen. Dies wäre ja für uns das Beste, denn es ist doch vortheilhafter, die von der Kultur durchdrungenen Slaven auf seiner Seite zu haben, als Sarten, Kirksen, Mongolen u. A.

Um aber unter den Slaven die Hauptrolle einzunehmen, muß man doch mindestens mit ihnen auf einer Höhe stehen. Da aber die Niveau-Erhebung unserer Kultur eine sehr dringende Nothwendigkeit ist, so müssen wir das Falseln über das weitere Vordringen nach dem fernen Osten von uns stoßen und unser ganzes Thun und Trachten unserer inneren Entwicklung widmen. Hiermit werden wir uns gleichsam darauf vorbereiten, unsere Hände nöthigenfalls nach den westlichen Slaven ausstrecken zu dürfen. Das, was wir gesagt haben, wird doch wohl ausreichen, um unsere Altslaven verstehen zu lassen, nach welcher Richtung hin ihre Arbeit gerichtet sein müßte. — Und daß uns in der Zukunft ein Kampf bevorsteht — das unterliegt keinem Zweifel.

„Sapienti sat.“

...denn das Leben ist ein Kampf, und der Kampf ist ein Leben. ...

...denn das Leben ist ein Kampf, und der Kampf ist ein Leben. ...

...denn das Leben ist ein Kampf, und der Kampf ist ein Leben. ...

...denn das Leben ist ein Kampf, und der Kampf ist ein Leben. ...